

MEDIENTEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Rundfrage

Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte (Teil 1)

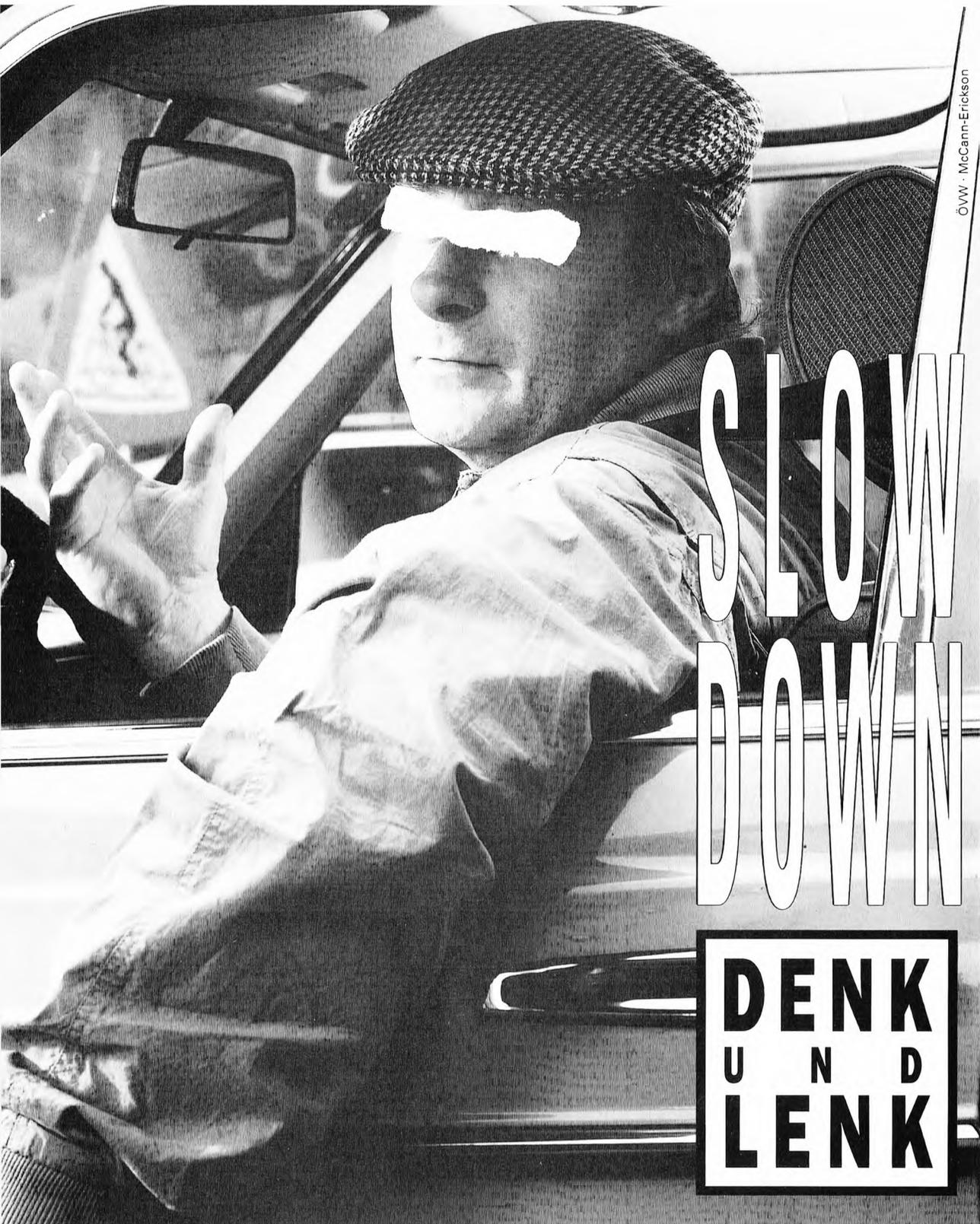
mit Beiträgen von

Verena Blaum
Gerhard Botz
Wolfgang Donsbach/Bettina Klett
Franz Dröge
Hans Heinz Fabris
Hanno Hardt
Joan Hemels
Knut Hickethier

2/92

Jahrgang 7

„Zuerst komm i- dann lang uix. Und dann die Radler...“



ÖVW · McCann-Erickson

**SLOW
DOWN**

**DENK
U N D
LENK**

uf Österreichs Straßen gelten infolge der StVO-Novellierung vom 1. 3. 1989 neue Regeln für Radfahrer. Und damit auch für Autofahrer. Bitte denken Sie daran: auch Radweg-Benützer zählen zum fließenden Verkehr. Allerdings, ohne Stoßstange und ohne Knautschzone. EINE INITIATIVE DES VERKEHRSMINISTERS. IN ZUSAMMENARBEIT MIT KRONEN-ZEITUNG UND Ö3

Inhalt

Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ (Teil 1)

Geschichtsräume, Zeiträume. Zu den Orten einer zeitgeschichtlichen Kommunikations- und Medienforschung im vereinigten Deutschland. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Verena Blaum</i>	3
Kommunikationsgeschichte: Aus zeitgeschichtlicher Sicht: Zwischen disziplinärer Vergangenheitskonstruktion und allgemeiner Aspektgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Gerhard Botz</i>	5
Verspätete Einheit? Zur Rolle des Journalismus in der Deutschlandpolitik. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Wolfgang Donsbach/Bettina Klett</i>	8
Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Franz Dröge</i>	11
Wozu Journalismusgeschichte? Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Hans Heinz Fabris</i>	15
Kommunikationsgeschichte als Gesellschaftliche Kritik. Anmerkungen zur U.S. Mediengeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Hanno Hardt</i>	17
Kommunikationsgeschichte in den Niederlanden: Aufschwung oder Veitstanz? Eine zurückhaltende Antwort eines mitverantwortlich Beteiligten. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Joan Hemels</i>	19
Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Knut Hickethier</i>	26
Rezensionen	29

Inhalt

In Medien & Zeit 3/1992 finden Sie den zweiten Teil der Rundfrage mit folgenden Beiträgen:

Kommunikationshistoriographie nur als multivariates, interdisziplinäres Projekt. Beispiel: zeitgenössische Rezeptionsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Hans-Dieter Kübler</i>	3
Darstellungslücken trotz reger Forschung. Zur gegenwärtigen Situation der Kommunikationsgeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Wolfgang R. Langenbucher</i>	8
Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Peter Malina</i>	11
Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Kommunikationswissenschaft. Über eine folgenreiche Erinnerungslücke. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Horst Pöttker</i>	14
Dig where you stand. Erste Hinweise auf eine Archäologie der Theoriegeschichte. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Holger Rust</i>	17
Der t-Faktor in der empirischen Kommunikationsforschung. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Winfried Schulz</i>	21
Die Diagnose gilt noch. Die Befunde zur Rundfrage von 1987 sind nach wie vor aktuell. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ <i>Jürgen Wilke</i>	24
Rezensionen	26

Editorial

Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte Eine Rundfrage

1987 haben wir in der Herbstnummer von *Medien & Zeit* erstmals eine Rundfrage mit dem Titel *Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte* durchgeführt. Damals im kleinen Rahmen und mit hoher Rücklaufquote. Es antworteten: Anton Austermann, Wolfgang Duchkowitsch, Walter Hömburg, Wolfgang R. Langenbacher, Winfried B. Lerg, Kurt Koszyk, Bodo Rollka, Ulrich Saxer, Michael Schmolke und Jürgen Wilke.

Anlaß für die damalige Rundfrage war das „Erwachen“ der Kommunikationsgeschichte in den 80er Jahren. Es dokumentierte sich nicht zuletzt in der Wiener Tagung der DGPK und ÖGPK „Wege zur Kommunikationsgeschichte“, deren Ergebnisse in dem gleichnamigen, voluminösen Berichtsband versammelt wurden.

Mittlerweise sind fünf Jahre vergangen, die Euphorie der 80er Jahre hat sich gelegt, und die Position der Kommunikationsgeschichte hat sich gefestigt. Viele Forderungen wurden in der damaligen Begeisterung erhoben, viele Projekte geboren und viele Wünsche „von außen“ an die Kommunikationshistoriker herangetragen. Nicht wenig davon wurde realisiert, neue Themen wurden entwickelt und bearbeitet. Auch die ohnehin stattliche Liste der zu erledigenden Fachagenda wuchs in der Zwischenzeit kontinuierlich.

Die Initiative für all das entstand bei dem genannten Kongreß und kleineren Workshops. Die eigentliche Arbeit erfolgte dann in den „Studierstuben“, zumeist einzeln, im günstigen Fall in kleinen Teams.

Fünf Jahre zählen in der Kommunikationsgeschichte wenig, was sie für Kommunikationsgeschichte bedeuten können, war uns Anlaß, eine neue Rundfrage zu starten, also die Frage nach dem „State of the Art“ erneut zu stellen. Unter dem Titel „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ luden wir 34 Kolleginnen und Kollegen aus den USA, aus Holland, der Schweiz, Deutschland und Österreich ein. Befragt wurden nicht nur Publizist:innen und Kommunikationswissenschaftlicher, sondern auch Vertreterinnen und Vertreter thematisch benachbarter Fächer.

Die Ausführlichkeit und Vielzahl der Antworten überraschte uns. Überraschte uns so sehr, daß aus dem geplanten Heft 2 zwei Hefte wurden. Heft 2 und 3 enthalten die Ergebnisse unserer Rundfrage.

Wolfgang Duchkowitsch/Hannes Haas/Fritz Hausjell

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AIHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AIHK:

Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann), DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Claudia Wurzinger (Geschäftsführerin), Dr. Fritz Hausjell (Geschäftsführer-Stv.), Mag. Ing. Verena Winiwarter (Kassierin), Dr. Hannes Haas (Kassier-Stv.), Eva Kölblbacher (Schriftführerin), Mag. Gian-Luca Wallisch (Schriftführer-Stv.), Dr. Peter Malina, Margit Steiger, Dr. Theodor Venus, Stefan Wallisch

Verleger:

Literas Universitätsverlag, 1090 Wien, Berggasse 4, Tel. (0222) 310 56 66-0

Drucker:

Gröbner-Druck, 7400 Oberwart, Steinamangerstraße 161

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Univ. Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster), Doz. Irene Neverla (München), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Prof. emer. Robert Schwarz (Florida)

Redaktion:

Vorstand des „Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung (AIHK)“; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Dr. Hannes Haas, Dr. Fritz Hausjell

Lektorat:

Christian Haider

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 48.-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 165.-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 235.-

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 120.-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 190.-

Bestellungen an:

Literas, 1090 Wien, Berggasse 4, Tel. (0222) 310 56 66-0;

Medien & Zeit, 1014 Wien, Postfach 208;

oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

*Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und
Forschung, Wien*

VERENA BLAUM

Geschichtsräume, Zeiträume

Zu den Orten einer zeitgeschichtlichen
Kommunikations- und Medienforschung im
vereinigten Deutschland.
Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“

Geschichte hat zur Zeit Konjunktur in Deutschland - auch die Kommunikations- und Mediengeschichte? Oder anders gefragt: Wirkt diese Konjunktur innovativ auf die einzelnen historischen Teildisziplinen?

Stellen wir die Frage derart, sind wir auch schon bei einem nicht unwichtigen Stichwort. Was uns nämlich heute vor allem begegnet, sind Geschichtsräume, Ausstellungsräume, Geschichte als Ausstellung, gestaltet, postmoderne Raumgestaltung: Geschichte als Innenarchitektur. Der Meister dieses Genres und zugleich einer der Protagonisten derzeitiger deutscher Geschichte, der Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin Christoph Stözl, erwartet für seine „Epochenräume“, „Vertiefungsräume“, „Themenräume“ folgerichtig auch die entsprechende Aldo-Rossi-Architektur. Leider fehlt inzwischen das nötige Geld. Und das Zeughaus Unter den Linden, das durch die Fügung der deutschen Vereinigung vom ehemals dort beheimateten, abgewickelten Museum für Deutsche Geschichte „übernommen“ werden konnte, erweist sich mit seinen circa 7000 Quadratmetern Ausstellungsfläche - größer als der Martin-Gropius-Bau oder das Münchener Haus der Kunst - für Stözls Pläne als zu klein. So müssen die 20 Millionen Jahresetat weiter auf Auktionen ausgegeben werden, zum Ankauf des noch nicht ausreichenden Ausstellungsfundus und für Personalkosten. Es sind 150 Mitarbeiter zu finanzieren. Wie es scheint, bestehen gewisse Disproportionen zur Ausstellungskonzeption, dem bisher Geschehenen und dem noch zu Erwartenden. „Jahrelang kämpften nationalhistorisch bewegte Menschen um ein Deutsches Historisches Museum in Berlin. Jetzt wurde das Institut im prachtvollen alten Zeughaus Unter den Linden - dem Haus des inzwischen abgewickelten DDR-Museums für Deutsche Geschichte - sozusagen eröffnet. Doch von einem Deutschen Historischen Museum ist nichts zu sehen. Seltsam.“ (*Die Zeit* vom 3. Oktober 1991, S. 64) Seltsam. Deutsche Geschichte als leerer Raum, infolge der Vereinigung? Die Begebenheiten um das Deutsche Historische Museum wecken symbolträchtige Bilder.

Es kann natürlich nicht um die Beurteilung von Geschichte oder gar Geschichtsforschung nach ihren Ausstellungsqualitäten gehen. Aber auf bestimmte Aspekte von Öffentlichkeit soll doch verwiesen sein, die geeignet sind, die historische Forschung zur Gesellschaft hin zu erweitern, sie über den engen Kreis der je-

weiligen scientific community hinaus wirksam werden zu lassen. Welche Wege die historische Forschung in die Öffentlichkeit gesellschaftlicher Wahrnehmung findet, damit umgekehrt das gesellschaftliche Interesse sich überhaupt auf historische Forschung rückbeziehen kann, dürfte zu den wichtigsten Begleitumständen der Herausbildung eines „Geschichtsbewußtseins“ gehören. Zugleich kann öffentliche Resonanz die historische Forschung nur anregen, abgesehen davon, daß sie häufig mit der Vergabe von Ressourcen zusammenfällt. Beispielhaft habe ich hier die Ausstellung „Wien 1938“ in Erinnerung, die das Museum der Stadt Wien 1988 in der Volkshalle des Wiener Rathauses am Ring veranstaltete und für deren wissenschaftliche Realisierung das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes verantwortlich zeichnete. Dort wurde auch Mediengeschichte ausgestellt, so, wie es sein sollte.

Kommunikations- und Mediengeschichte ist nicht vorstellbar ohne engsten Bezug zur allgemeinen Geschichtswissenschaft, den von ihr bearbeiteten Zeiträumen, den definierten Epochen und dazugehörigen Merkmalen. Sie vermag diese zu erweitern und ergänzen. Im Rahmen der Fachdisziplin, aus der sie kommt, der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, vermag sie eigene Schwerpunkte zu setzen, die zugleich neue Akzente für die vorwiegend empirisch ausgerichtete und daher extrem auftragsabhängige Medienforschung werden können. Auf ihre Weise entwickelt sich diese Medienforschung nämlich mit den Jahren auch zu einer Art „Zeitgeschichtsforschung“, zum Beispiel bei langfristigen Intervallstudien, die mit den besonderen methodologischen Problemen oszillierender Nähe und Distanz beim wissenschaftlichen Gegenstand konfrontiert sind. In der Zeitgeschichtsforschung, wie wir gewohnt sind, sie zu definieren, gewannen die methodologischen Probleme zusätzliche Dimensionen: solche der Unaussprechbarkeit. Denn der Nationalsozialismus als wissenschaftlicher Gegenstand blockierte das Erinnerungsvermögen der aktiv wie passiv Beteiligten. Nicht nur die Mehrheit der deutschen Bevölkerung war „unfähig zu trauern“, auch die Mehrheit der deutschen Wissenschaftler war offenkundig lange Zeit unfähig, über diese Zeit zu forschen. An den Daten offizieller Forschungsschwerpunkte und Publikationen ist dies abzulesen. Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich noch deutlich an die „Karriere“ des Themas „Exilliteratur“. Die erste Studie über nichtnationalsozialistische Literatur während des Nationalsozialismus in Deutschland, über die Literatur der Geliebten und auch nicht gerade gänzlich Erfolglosen, erschien 1981 (Hans Dieter Schäfer: *Das gespaltene Bewußtsein*). Auch die Kommunikations- und Mediengeschichtsforschung, die für diese Zeit verantwortlich zeichnet, macht hier keine Ausnahme. Sie findet bis heute nur an wenigen Orten Deutschlands und Österreichs statt, institutionell kaum abgesichert, der persönlichen Initiative Einzelner überlassen. Zu nennen sind Dortmund (am Institut für Zeitungsforschung), Münster, Wien und West-Berlin (an den jeweiligen Universitätsinstituten). An diesen Orten wird „die entsagungsreiche und keinen Publikationsruhm eintragende historische Fakten- und

Datensuche und -sicherung“ betrieben, die Michael Schmolke anlässlich der letzten Umfrage von *Medien & Zeit* einforderte, „auf die Gefahr hin, daß ich gesteigert werde“ (vgl. *Medien & Zeit* 3/1987, S.7). Theorien, Methoden, vor allem eine spezifisch kommunikations- und medienhistorische Methodologie können sich nur in ständiger Wechselbeziehung zur historischen Quellenkunde entwickeln, und diese wirkt tatsächlich so kontraproduktiv im Hinblick auf karrierefördernde Publikationsgeschwindigkeiten, daß Schmolke schon gewußt haben wird, wovon er sprach. An deutschen Universitäten gibt es weder eine ausgewiesene noch eine profilierte Professur mit dem Schwerpunkt zeitgeschichtlicher Kommunikations- und Medienforschung.

Und nun, mit der deutschen Vereinigung, ereignete sich eine historische Zäsur, aus der heraus die Zeitgeschichtsforschung insgesamt neu abzugrenzen sein wird: Es wird die, mit dem Jahr 1945 beginnende, doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte definitiv in die nächste Nähe als Zeitgeschichte rücken. Seit Ablauf der 30jährigen Sperrfrist für Archivmaterial 1975, in deren Folge die „Stiftung Volkswagenwerk“ Ende der siebziger Jahre ihren Forschungsschwerpunkt „Deutschland nach 1945“ einrichtete (wo waren da die Anträge der Kommunikationswissenschaftler?), ist diese Zäsur vorbereitet worden. Die Ereignisse seit dem Herbst 1989 haben sie dramatisch festgeschrieben. Die Zeit des Nationalsozialismus rückt um eine Epoche zurück, ohne auch nur annähernd aufgearbeitet zu sein, weder von dem einen, noch von dem anderen Deutschland.

Eine entscheidende Frage kommt hinzu, die nach dem bisherigen Verlauf des Einigungsprozesses leider so gestellt werden muß: Wer arbeitet in Zukunft wessen Nachkriegsgeschichte auf? Schickt die Historikerzunft der Bundesrepublik sich an, die DDR-Geschichte zu erforschen, mit Projektgeldern, Stellenkontingenten, abgehalfteten DDR-Wissenschaftlern als Interviewpartner und bestenfalls untergeordneten Projektmitarbeitern? Alles deutet darauf hin, die Abwicklung der ostdeutschen Universitäten und Forschungsinstitute lehrt es. Gerade in unserem Fach erfolgte die Abwicklung übrigens exemplarisch. Was von der einstigen Karl-Marx-Universität Leipzig übrigblieb, war letztes Jahr an den Stellenausschreibungen abzulesen und setzte sich fort in den Modalitäten der Berufungsverfahren. Die vergleichsweise beachtliche Tradition historischer Medienforschung am Leipziger Institut dürfte damit ebenfalls gelöscht sein.

Am 12. März dieses Jahres hat der Deutsche Bundestag eine Enquete-Kommission zur Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur eingesetzt. Die Kommission ist paritätisch besetzt, das heißt bestimmte Mehrheiten sind trotz des ostdeutschen Vorsitzes unter Rainer Eppelmann vorprogrammiert. Der Zweck einer Bestandsaufnahme soll allerdings „die gemeinsame Sache von Ost und West“ werden. Etwa zeitgleich gründeten VertreterInnen der ehemaligen DDR-Bürgerrechtsbewegung in Leipzig ein „Forum zur Aufklärung und Erneuerung“, das sich zunächst schwerpunktmäßig mit den vielen Fällen ehemaliger

Staatssicherheitsmitarbeit befassen will. Es wurde jedoch auch angekündigt, die Aufklärungsaktivitäten im gesellschaftspolitischen Kontext der Wechselbeziehungen zur ehemaligen Bundesrepublik zu begreifen, das heißt das politische Klima des Kalten Krieges zu berücksichtigen, ebenso die jeweilige Einstellung zur nationalsozialistischen Vergangenheit und andere Faktoren, die für die Entwicklung der DDR prägend gewesen sind. Vielleicht findet hier eine Rückbesinnung statt, die von den Verantwortlichen selbst wahrgenommen werden kann und nicht von Stellvertretern. Das Recht auf die eigene Geschichte wird hier jedenfalls beansprucht.

Wohin sich die zeitgeschichtliche Forschung unseres Fachs nun bewegen wird, ob es ihr gelingt, deutsch-deutsche Kooperationsformen zu finden zur gemeinsamen Erforschung getrennter Nachkriegsgeschichte der Mediensysteme beider ehemaliger deutscher Staaten, welche Kompromisse um der Ressourcen, der Gelder und Stellen wegen sich schließen wird - ich hoffe, daß hier keine Entscheidungen fallen, die sich später als irreversibel erweisen könnten. Die politische Belastung, die theoretische und methodische Verengung der marxistisch-leninistischen Journalistikwissenschaft sollten nicht zum Erklärungsdogma westdeutscher Ausschließlichkeitsbestrebungen stilisiert werden: Dogmen wirken immer zerstörerisch.

GERHARD BOTZ

Kommunikationsgeschichte: Aus zeitgeschichtlicher Sicht: zwischen disziplinärer Vergangen- heitskonstruktion und allgemeiner Aspektgeschichte?

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“

Aus zeit-historischer Sicht stellen sich Zustand und Entwicklungsmöglichkeiten der Kommunikationsgeschichte folgendermaßen dar:

Zunächst ist davon auszugehen, daß die Kommunikationsgeschichte in Österreich und Deutschland, wie sie sich etwa um *Medien & Zeit* entwickelt hat, im wesentlichen als historische Selbstvergewisserung und diachrone Ausdehnung von Betrachtungshorizont und Arbeitsfeldern der Kommunikationswissenschaft gelten kann. Als solche ist sie eingebunden in die Rhythmen und Konjunkturen des disziplinären Entwicklungsstranges Zeitungswissenschaft-Publizistik-Kommunikationswissenschaft. Daraus ergeben sich auch ihre fachinternen zeitgeschichtlichen Erblasten. In einem doppelten Bruch versucht sie, seit ein bis zwei Jahrzehnten, sich von ihrer NS-geprägten, deskriptiv-historischen (und untergründig über 1945 weiterlebenden) Gründungstradition einerseits und ihrer exiluropäisch-amerikanischen, sozialwissenschaftlichen Nachholphase andererseits zu befreien. Diese Tendenz zur Historisierung,¹ die neben anderen aktuellen Veränderungen² ein für den Betrachter von außen augenfälliges Merkmal dieser relativ jungen akademischen Disziplin ist, entsprechen wohl der gesellschaftlichen Notwendigkeit zur Legitimierung eines in wirtschaftlicher beziehungsweise politischer Hinsicht zu einem *leading sector* gewordenen Bereichs modernen Demokratien und der heutigen „Informationsgesellschaft“. Sie dient aber auch einer institutionellen Absicherung des innerhalb des Systems der Humanwissenschaften (vor allem gegenüber Soziologie, Geschichte und Politikwissenschaft) erlangten Terrains. In einer gewissen Weise wie-

derholen sich darin der Entwicklungsgang der Geschichtswissenschaft und Soziologie in Deutschland und Österreich, die in diesen beiden Disziplinen etwa ein bis zwei Jahrzehnte früher angelaufen sind.

Solche Tendenzen zu einer innerdisziplinären „Aufarbeitung“ der eigenen nazistischen und autoritär-staatlichen Erblasten prägen daher auch einen Teil des heutigen Erscheinungsbilds der Kommunikationsgeschichte, mit gutem Grund vor allem in Österreich.³ Damit befindet sich die Kommunikationsgeschichte auf demselben geschichtsmentalen Untergrund wie die Zeitgeschichte,⁴ mit der sie auch den derzeit dominant beforschte Zeitraum, allerdings mit einer wesentlich deutlicheren Schwerpunktverschiebung zur Gegenwartsgeschichte hin, teilt. Spezifisch zeit- beziehungsweise gegenwartsgeschichtlich sind allerdings ihre fachkonstitutiven Bezüge zu den technologischen und kommunikativen Innovationen, die sich - stärker noch als frühneuzeitliche „Kommunikationsrevolutionen“ mit der Durchsetzung der Massenpresse und der „Verkehrsrevolution“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und mit dem geschichtsmächtigen Erscheinen von Photo, Film und Rundfunk in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - erst in den letzten Jahrzehnten mit der Telematisierung (und weiters Informatisierung) der Gesellschaft ergaben beziehungsweise ergeben. Ähnlich umstürzende Veränderungen in Gesellschaft und Politik im zeitlichen und geschichts-„kausalen“ Umfeld des Nationalsozialismus haben schon in den 70er Jahren die Durchsetzung eines neuen Paradigmas in einer anderen, in diesem Fall historischen, Teildisziplin, in der Sozialgeschichte,⁵ begünstigt. Nicht zufällig scheint sich die Kommunikationsgeschichte thematisch und methodologisch gerade an der modernen Sozialgeschichte des angelsächsisch-deutschsprachigen Entwicklungsstranges zu orientieren, ohne allerdings von dieser Seite bisher die erhoffte Gegenliebe gefunden zu haben.⁶

Mir scheint daher, als seien die - aus geschichtswissenschaftlicher Sicht fast selbstverständlichen, aber nichtsdestoweniger faszinierenden - Versuche der Einholung der historischen Dimension durch die Kommunikationswissenschaft und die Entstehung einer Kommunikationsgeschichte innerhalb dieser Disziplin in einem hohen Maße zeitgeschichtlich geprägt, wenngleich programmatisch oft die moderne Sozialgeschichte und

³ Siehe etwa: Oliver Rathkolb/Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell (Hrsg.): *Die veruntreute Wahrheit. Hitlers Propagandisten in Österreich '38*. Salzburg 1988; oder: *Medien & Zeit*, Heft 3/91 zum Themenschwerpunkt „Rechtsextremismus und Medien“.

⁴ Vgl. Gerhard Botz: *Zeitgeschichte in einer politisierten Geschichtskultur: Historiographie zum 20. Jahrhundert in Österreich*. In: Konrad H. Jarausch/Jörn Rüsen/Hans Schleier (Hrsg.): *Geschichtswissenschaft vor 2000. Festschrift für Georg G. Iggers zum 65. Geburtstag*. Hagen 1991, 299ff.

⁵ Jürgen Kocka: *Sozialgeschichte. Begriff-Entwicklung-Probleme*. Göttingen 1977, 67ff; Hans-Ulrich Wehler: *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*. Frankfurt/Main 1973.

⁶ Siehe Kurt Koszyk: *Probleme einer Sozialgeschichte der öffentlichen Kommunikation*. In: Bobrowsky u.a.: *Medien und Kommunikationsgeschichte*, 31.

¹ Vgl. Kurt Koszyk: *Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte*. In: Max Kaase/Winfried Schulz (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde*. Opladen 1989 (*Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 30), 46-56, hier: 48ff; Maximilian Gottschlich: *Die Programmierung des Vergessens - Massenmedien und Geschichtsbewußtsein*. in: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München 1987, 26-35.

² Manfred Bobrowsky/Wolfgang Duchkowitsch/Hannes Haas (Hrsg.): *Medien- und Kommunikationsgeschichte*. Wien 1987; vor allem Hannes Haas (1-3) und Wolfgang Duchkowitsch (23-28).

die interdisziplinäre Historische Sozialwissenschaft - als noch selten erreichtes Ziel - im Vordergrund stehen. Im positiven Sinn bezieht sich diese zeitgeschichtliche Prägung vor allem auf den gesellschafts- und politikkritischen Grundtenor, die schwerpunktmäßige (in Österreich noch stärker als in Deutschland weiterhin besonders gesellschaftsrelevante) Forschungsorientierung an der NS-Zeit und die Faszination von Methoden der Oral History. Auf der negativen Seite scheinen mir daraus resultierende Defizite hinsichtlich der Rezeption⁷ etwa der französisch geprägten historischen Öffentlichkeitsforschung und Mentalitätsgeschichte oder der angelsächsischen Bildungsgeschichte zu verbuchen zu sein. Ebenso scheint es, als würde die konkrete kommunikationsgeschichtliche Forschung nicht selten noch zu einer methodenkonservativen Ereignis- und Handlungsorientierung, zu einem gewissen Dokumenten- und Faktenfetischismus und zu einer nur oberflächlich-additiven, kaum wirklich integrativen Einbeziehung historisch-quantifizierender und strukturgeschichtlicher Ansatz inklinieren. Gelegentlich an kurzatmigen „Skandaljournalismus“ gemahnende vordergründig personenbezogene „Vergangenheitsaufarbeitung“ und selbstgefällige massenmediale Institutionengeschichte mögen ein schwer vermeidbarer Tribut der Kommunikationsgeschichte an ihren generationsspezifischen und finanziellen Hintergrund wie überhaupt an das so hohe öffentliche Interesse an massenmedialer Kommunikation sein. Diese Tributleistung läßt ein oft mangelndes quellenkritisches Bewußtsein auf seiten der Kommunikationsgeschichte besonders deutlich hervortreten, ein Defizit, das zur Recht von Gerhard Jagschitz, der allerdings das sonstige theoretisch-methodologische Innovationspotential der österreichischen Zeitgeschichte etwas zu optimistisch einschätzen dürfte, moniert wurde.⁸

Dieser Charakteristikum der gegenwärtigen Kommunikationsgeschichte ergibt sich meiner Ansicht nach in einem hohen Maße aus den spezifischen wissenschaftlichen Sozialisationsbedingungen der jüngeren Generation von Journalisten und Kommunikationshistorikern. Einerseits ist bereits eine erfreuliche Einbeziehung historischer Fächer in die akademischen Ausbildungsgänge erfolgt, andererseits muß diese historische Orientierung angesichts der Komplexität historischen Denkens, das in einer dominant naturwissenschaftlich-technisch geprägten Weltansicht auf (zunehmende) Verständnisschwierigkeiten stößt, fast notwendigerweise (aus der Sicht der Fachhistorie) oberflächlich bleiben. Im übrigen trifft dies auch auf den größten Teil des österreichischen, teilweise auch des deutschen Tages- und Wochenjournalismus in den Print- und elektronischen Medien zu, die sich praktisch nur aus punktuellen Anlässen historischer Themen annehmen. Kommunikationsgeschichte dürfte sich in dieser Hinsicht -es sei hier wieder betont: aus geschichts-

wissenschaftlicher Sicht - denselben Gefährdungen ausgesetzt sehen, denen auch andere historische Teilbereiche, die vor allem in der deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Tradition primär von Nicht-Fachhistorikern abgedeckt werden, erlegen sind. Warnende Beispiele könnten etwa in der traditionellen Medizin-, Technik- und Militärgeschichte oder auch in der Lokalhistorie und Heimatkunde aufgenommen werden.

Auf ein anderes, grundsätzlicheres Defizit der Kommunikationsgeschichte weist in jüngster Zeit Albert Müller⁹ hin, nämlich daß in dieser und in der gesamten Kommunikationswissenschaft die Theoriebildung zu sehr über die neuen Medien und von militär- und nachrichtentechnischer Seite her (nach dem dominanten Sender-Botschaft-Empfänger-Modell) erfolgt sei, die Unterbewertung der Formen alltäglicher, direkter „Face-to-face-Kommunikation“ im Rahmen dieser Disziplin habe einerseits lange Zeit zu einer gewissen theoretischen Verarmung und Rezeptionsverweigerung gegenüber heute geschichts- und sozialwissenschaftlich innovativen Arbeiten im Umfeld von Jürgen Habermas, Erving Goffman und Harold Garfinkel oder der Theoretiker der französischen literatur- und kulturgeschichtlichen Postmoderne und der historischen Zeichentheorie und Semiotik¹⁰ geführt. Andererseits hat dies die schon konstatierte Gegenwartsorientierung der Kommunikationswissenschaft und -geschichte zementiert, in die Ergebnisse der Geschichtsforschung zum Spätmittelalter und zur Frühzeit hinsichtlich von Nachrichtentechniken, Informationsübermittlung und Ereignis-Konstituierung, aber auch der dabei bevorzugt herangezogenen Quellenarten noch weitaus weitaus zu wenig Eingang gefunden haben.¹¹

Aus der Feststellung dieser Defizitbereiche könnten sich auch Neuorientierungen beziehungsweise Bestärkungen bereits bestehender Ansätze in der Kommunikationsgeschichte ergeben. Ohne aus geschichtswissenschaftlicher Sicht zu hohe Erwartungen wecken zu wollen, erschiene es mir doch sinnvoll, Kommunikationsgeschichte noch stärker interdisziplinär und für eine subtilere Rezeption neuerer historischer Methoden, Ansätze und Forschungsergebnisse zu öffnen. Ob dies nicht möglicherweise auch - vor allem

⁹ Albert Müller: *Mobilität-Interaktion-Kommunikation. Sozial- und alltagsgeschichtliche Bemerkungen anhand von Beispielen aus dem spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Österreich. Erschienen in: Kommunikation und Alltag in Spätmittelalter und Frühneuzeit*. Wien 1992 (=Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl.-Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde).

¹⁰ Vgl. für Österreich vor allem: Gerhard Jaritz: *Zwischen Augenblick und Ewigkeit*. Wien 1989; Georg Schmid (Hrsg.): *Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft*. Wien 1988; ders.: *Die Spur und die Trasse. „Post“-Moderne Wegmarken der Geschichtswissenschaft*. Wien 1988.

¹¹ Etwa: Arno Borst: *Das Erdbeben von 1348*. In: *Historische Zeitschrift*, Nr. 233/1981, 529-569; Georges Duby: *Der Sonntag von Bouvines. 27 Juli 1214*. Berlin 1988; dagegen zur Ereignis-Konstituierung seit dem 16. Jahrhundert: Jürgen Wilke: *Geschichte als Kommunikationsereignis. Der Beitrag der Massenkommunikation beim Zustandekommen historischer Ereignisse*. In: Kaese/Schulz, *Massenkommunikation*, 46-56.

⁷ Dies trotz einiger verdienstvoller Beiträge in: Bobrowsky/Langenbacher, *Wege*, 279-341.

⁸ Gerhard Jagschitz: *Moderne Entwicklungen der Zeitgeschichte - Impulse für die Kommunikationsgeschichte*. In: Ebd., 735.

an die Adresse der Historiker gerichtet - die Bereitschaft zur analogen Entwicklung einer Kommunikations-Geschichte als neue, aspektzentrierte, das heißt theoretisch orientierte und empiriegesättigter Teildisziplin innerhalb einer vielfältigen sozialwissenschaftlichen Geschichte nahelegen würde, sei hier offen gelassen. Dies würde jedenfalls eine Überwindung mancher der oben konstatierten Defizite der heutigen Kommunikationsgeschichte erleichtern. Dies würde jedoch vor allem auch für die Geschichtswissenschaft insgesamt eine bedeutende Innovationschance darstellen, die sich aus dem Universalitätscharakter der sozialen Kommunikation in allen ihren Formen ergeben kann. Es schiene mir äußerst sinnvoll, historische „Überreste“ nicht nur wirkungsgeschichtlich „neu zu lesen“¹² und als Modell der kommunikativen Konstituierung historischer „Ereignisse“ geschichtstheoretisch voll nutzbar zu machen, sondern überhaupt einmal Traditionsquellen konsequent von ihrem Charakter als Niederschläge von Kommunikationsvorgängen her zu analysieren.

Abschließend sei hier betont, daß heute schon von der Kommunikationsgeschichte und ihren konkreten Forschungsergebnissen (vor allem auf dem Feld der gegenwartsnahen Medienforschung, Nachrichtenübermittlung und -rezeption), anders als von der eher „gelehrte“ Distanz schaffenden Systematik und vom Nominalismus mancher älterer Strömungen in der Kommunikationswissenschaft, äußerst wertvolle Impulse für die allgemeine Geschichtswissenschaft ausge-

hen. Vor allem scheint evident, daß keine zeitgemäße Geschichte der sozialen Bewegungen und politischen Ideen im 19. Jahrhundert ohne kommunikationswissenschaftliche Analysen der zeitgenössisch dominanten Massenmedien mehr möglich ist, ohne verstärkte Berücksichtigung von Bild- und Tonquellen und der damit verbundenen methodologischen und theoretischen Akzentuierungen; ebenso müssen ohne kommunikationsgeschichtliche Anleihen erst recht auch zeitgeschichtliche Untersuchungen etwa der Faschismen und der kommunistischen Regime unvollständig bleiben. Gänzlich unvorstellbar erscheint mir allerdings eine umfassende Geschichte der politischen Ereignisse und Bewegungen, der Massenkultur und der sozialen Prozesse im Zeitalter elektronischer Medien, deren Niederschläge sich den herkömmlichen materiellen Informationsträgern (Quellen) entziehen, ohne systematischen Rückgriff kommunikationsgeschichtlicher Forschungen und ohne Integration von Methoden aus dem Bereich der neueren Kommunikationswissenschaft. Jedenfalls dürften meiner Ansicht nach neben Ansätzen der Ethnohistorie und der historischen Anthropologie, den aus der Frauengeschichte hervorgehenden *gender studies* und der Bildgeschichte und historischen Semiotik gegenwärtig die interessantesten Innovationspotentiale für die Zeitgeschichte und die Geschichtswissenschaft überhaupt in der Kommunikationsgeschichte liegen.

¹² Müller, *Mobilität*.

KREATIVITÄT AUS DER KRISE

Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der ersten Republik

Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen

Herausgegeben von Wolfgang Duchkowitsch, Hannes Haas und Klaus Lojka

1991, 264 Seiten, div. Abb., brosch., öS 295,-, Hörerpreis öS 195,-

L I T E R A S UNIVERSITÄTSVERLAG

A-1090 Wien, Berggasse 4, Tel. 0222/310 56 66-68, Fax 0222/310 56 66-21

WOLFGANG DONSBACH/BETTINA KLETT

Verspätete Einheit?

Zur Rolle des Journalismus
in der Deutschlandpolitik.

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“

Die Liste der bei dieser Rundfrage eingeladenen Kollegen macht deutlich, daß die Redakteure von *Medien & Zeit* sich mit ihrer Aktion ernsthaft darum bemühen, „neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“ einzuholen. Ohne anderen nahe treten zu wollen: Wir sind wohl nicht die einzigen, die auf die Frage nach ihrem Beruf üblicherweise nicht spontan mit „Kommunikations-Historiker“ antworten. Ohne eigene Erfahrungen in diesem Forschungsfeld der Publizistikwissenschaft bleibt uns gar nichts anderes übrig, als *keine* Rücksichten auf gängige Methoden, Paradigmen und Erkenntnisse der in diesem Bereich ausgewiesenen Kollegen zu nehmen. Wir machen aus der Not eine Tugend und schreiben unbelastet von alledem auf, welche kommunikationsgeschichtliche Frage uns derzeit am meisten beschäftigt.

Verknüpfung von Medien und Politik

Kaum jemand bestreitet heute, daß die Nachrichtenmedien eine immer bedeutendere Rolle im politischen System spielen. Man kann dies im wesentlichen auf drei Phänomene zurückführen: Erstens wird Politik zwangsläufig, um überhaupt noch darstellbar zu sein, auf sehr einfache Strukturen reduziert. Je mehr öffentliche Themen es gibt und je komplexer diese werden, desto mehr Vereinfachung ist notwendig. Zweitens treffen die Wähler Einstellungs- und Verhaltensentscheidungen zunehmend nach Images, die sie von Personen, und nach Schemata, die sie von Sachverhalten haben. Drittens interessieren sich in einer Zeit relativen Wohlstandes in den Industrieländern immer weniger Menschen überhaupt für politische Detail- und Sachfragen, sondern bestenfalls für personalisierte und symbolhafte Elemente des Politischen.

Alle drei Phänomene - Vereinfachung, Images und Symbolik - sprechen für eine einflußreiche Rolle der Nachrichtenmedien, weil die Bedeutung der direkten und persönlichen Erfahrung für politische Einstellungs- und Verhaltensentscheidungen zugunsten der vermittelten Erfahrung durch die Medien zurückgedrängt wird. Mehrheiten für Personen, Parteien, Ziele oder Werte werden zunehmend danach entschieden, wer den öffentlichen Kampf um Strukturen, Images und Symbole gewinnt.

Kernfrage an die kommunikationsgeschichtliche Forschung

Dies wirft für uns die Frage auf, wie der Gang der Geschichte durch die Medieninhalte beeinflußt wurde beziehungsweise wird. Oder konkreter: Ob die politischen Ziele bestimmter Interessensgruppen durch die Selektion der Medien eine größere Chance hatten, sich durchzusetzen und „Geschichte zu werden“ als die anderer Gruppen. Die wichtigste und naheliegendste Epoche, an die man diese Frage stellen kann, ist die jüngste deutsche Geschichte. Die Kernfrage lautet: Welchen Beitrag haben die Nachrichtenmedien für die Stabilität des Staates DDR geleistet?

Bei den Mainzer Tagen der Fernsehkritik 1990 suchte ZDF-Chefredakteur Klaus Bresser nach einer Erklärung, warum das Fernsehen von den Entwicklungen in der DDR überrascht wurde. Zwei Erklärungen fielen ihm ein: Die DDR habe es zu verhindern gewußt, daß die wahren Erkenntnisse westlicher Korrespondenten gesendet wurden, und der „mainstream der öffentlichen Meinung über die DDR unterlag einer Fiktion“. Die erste Erklärung ist euphemistisch, weil sie die Verantwortung für die falsche Berichterstattung auf externe Faktoren schiebt, um den Journalismus von Verantwortung freizusprechen. Die zweite Erklärung ist tautologisch, weil keine andere Institution den von Bresser so genannten „mainstream der öffentlichen Meinung“ stärker beeinflußt als die Medien selbst.

Nur wenige Journalisten hatten den Mut, die Frage nach der Rolle der Medien für das DDR-Bild im Westen selbstkritisch anzugehen. Klaus Liedtke, Chefkorrespondent des *Stern*, schrieb in seinem Blatt 1990:

„Wenn also die DDR schon länger so schlimm war, wie sie nun dasteht - warum hat es der sogenannte kritische Teil der Öffentlichkeit in der BRD erst so spät gemerkt? Wie konnten in einer Zeit, die sich das Informationszeitalter nennt, so viele so lange die Ruine für ein stabiles Gebilde halten? Warum haben wir, dieses Blatt eingeschlossen, mit dem, was dort geschah, nicht einmal als entfernte Wirklichkeit gerechnet?“

Hat man es nicht besser gewußt und wenn ja, hätte man es besser wissen können? Oder hat man es besser gewußt, aber aus bestimmten Gründen nicht geschrieben? Wenn ja, welches waren diese Gründe?

Merkmale der DDR-Berichterstattung

Es wäre eine bedeutende Aufgabe der historischen Kommunikationsforschung, auf diese Frage eine empirische Antwort zu finden. Einige Hypothesen, in welcher Richtung man suchen könnte, wollen wir hier nennen. Sie beziehen sich auf die Merkmale der Medieninhalte und auf deren Ursachen.

Die Berichterstattung der deutschen Medien trug vermutlich vor allem auf zwei Weisen zur Stabilität der DDR bei. Erstens gab sie ein unzutreffendes Bild von den wirtschaftlichen und humanitären Zuständen in der DDR. Einerseits verharmloste sie die Zustände im Osten und andererseits betonte sie die negativen Seiten im Westen. Da der westliche Teil für die Bürger in bei-

den Teilen Deutschlands den Referenzpunkt für die Beurteilung des östlichen Teils darstellte, erschien die DDR insgesamt wesentlich positiver als sie es tatsächlich war.

Zweitens gaben die Medien ein unzutreffendes Bild von der Verankerung des Wiedervereinigungs-Gedankens in der Bevölkerung. In der Bevölkerung ging der Wunsch nach Wiedervereinigung praktisch nicht zurück. Noch 1988, ein Jahr vor dem Fall der Mauer, sprachen sich 73 Prozent der Bundesbürger dafür aus, den Passus im Grundgesetz zu erhalten, daß alle Deutschen dazu aufgefordert seien, „in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden“ (Noelle-Neumann 1991: S. 20). In den deutschen Medien fanden sich - so unsere Hypothese - dagegen ganz überwiegend Stimmen, die zur Aufgabe dieses Ziels und damit zur Anerkennung der dauerhaften Existenz der DDR aufrufen. Quantitative inhaltsanalysen können exakt nachweisen, welches Bild im Zeitverlauf die Medien von der DDR einerseits und der öffentlichen Meinung in der Bundesrepublik andererseits zeichneten. Nur über die zunehmend negativistische Nachrichtenideologie in der Berichterstattung über den Westen haben wir bereits heute empirische Ergebnisse vorliegen (Kepplinger und Weißbecker 1991).

Die unfreiwilligen Kollaborateure

Die Bestätigung unserer Hypothesen vorausgesetzt: Welches waren die Ursachen für diese Medieninhalte? Unter denjenigen, die für sie verantwortlich waren, lassen sich vielleicht grundsätzlich zwei Kategorien unterscheiden, die wir die „Unwissenden“ und die „Wissenden“ nennen wollen.

Zu den „Unwissenden“ zählen jene, denen es subjektiv *nicht* darum ging, die DDR zu stabilisieren, deren Berichterstattung oder Nachrichtenentscheidungen aber gleichwohl dazu beitrug. Unwissende waren vor allem Pragmatiker und Friedensapostel. Die Pragmatiker waren davon überzeugt, man könne an der Existenz der DDR (wie des ganzen Ostblocks) für die nächsten Jahrzehnte ohnehin nichts ändern und es müsse daher oberstes Ziel der Politik sein, gut miteinander auszukommen. Zu ihnen zählte unter anderen der Chefredakteur der *Zeit*, Theo Sommer. Er nahm noch 1987 (Ausgabe vom 4. September) an, daß eine Wiedervereinigung - wenn überhaupt - erst in fünfzig bis hundert Jahren möglich sei.

Die Friedensapostel waren diejenigen, denen die friedliche Koexistenz, gutnachbarschaftliche Beziehungen zwischen westlichen und kommunistischen Staaten, ein höheres Gut war als die Verwirklichung von Menschenrechten wie freie Meinungsäußerung, Rechtsstaatlichkeit oder Freizügigkeit. Mit der Unterordnung der letztgenannten Werte unter das Gut der friedlichen Koexistenz rationalisierten diese Journalisten ihre ungewöhnliche Berichterstattung. Sie war ungewöhnlich, weil sie, gemessen an den üblichen Nachrichtenwerten (z.B. Konflikt, Negativismus, Schaden) und gemessen an der Berichterstattung über andere

Länder (etwa in Lateinamerika), den Zuständen in der DDR eine unjournalistische Zahmheit und Kritiklosigkeit entgegenbrachte.

Die freiwilligen Kollaborateure

Zu den „Wissenden“ zählen wir diejenigen, denen es subjektiv tatsächlich darum ging, die Existenz des Systems in der DDR zu erhalten. Auch hier sehen wir zwei Unterkategorien: die „Gutwilligen“ und die „Böswilligen“. Die „Gutwilligen“ glaubten an die langfristige Überlegenheit des Sozialismus gegenüber der Marktwirtschaft, waren aber keine Apologeten des real-existierenden Sozialismus in der DDR. Es waren - und sind - eher unabhängige Linke wie sie in den siebziger Jahren im Anschluß an die Studentenrevolten in Deutschland in Scharen in den Journalismus kamen, um ihrem (gutgemeinten) politischen Anliegen beste Wirkungsmöglichkeiten zu geben.

Eine Umfrage unter mehr als 300, repräsentativ ausgewählten Redakteuren im politischen Ressort von Tageszeitungen bestätigt indirekt diese Vermutung. Die heute 35 bis 45 Jahre alten Redakteure geben häufiger an, sie wurden vom Journalismus angezogen, weil man darin gesellschaftliche Mißstände aufdecken kann. Sie sind am häufigsten der Ansicht, die Industrie und die Finanzwelt hätten zu viel, und die Linken zu wenig Einfluß auf die Politik. Sie würden über einen Sachverhalt, zu dem sie selbst eine starke Meinung haben, seltener als ihre jüngeren und älteren Kollegen neutral berichten. Wer heute 35 bis 45 Jahre ist, trat mit großer Wahrscheinlichkeit zwischen 1970 und 1980 in den Beruf ein, in der Zeit also, in der es der Linken gelang, das westliche System zunehmend in Frage zu stellen, und in der durch die Ära Brandt-Scheel die Weichen für die Appeasement-Politik gegenüber der DDR gestellt wurden.

Der Beitrag dieser Journalisten zur Stabilität der DDR bestand vor allem darin, den Sichtweisen und Argumenten linker Politik aufgeschlossener gegenüberstanden zu haben, als es für einen nach allen Seiten kritischen Journalismus angemessen wäre. Gleichzeitig waren sie besonders anfällig für die Betonung von Mißständen im Westen. Es kommt hinzu, daß eine solche Einseitigkeit in der Herangehensweise und Bewertung von Sachverhalten gerade im deutschen Journalismus von Rollenverständnis und Berufsnormen gedeckt wird.

Die „Böswilligen“ sind die bewußten „Falschmelder“, vor denen de Borchgrave und Moss in ihrem gleichnamigen Buch, das sie nicht als Fiktion verstanden wissen wollten, das aber meistens so verstanden wurde, gewarnt haben. Allmählich wird deutliche Realität, was man sich hätte denken können: Daß der Journalismus in einem freien und demokratischen Land ein ideales Feld für Spionage und aktive Desinformation durch andere Systeme ist.

Inzwischen ist bekannt, daß der *Spiegel* mit Diethelm Schröder einen Spion in leitender Stellung be-

schäftigte. Wir wissen auch, daß sich Markus Wolf im selben Verlagshaus mehrere sogenannte „KPs“ (Kontaktpersonen) hielt. Der *Spiegel* ist mit Sicherheit nicht der einzige, dem dies widerfuhr, aber er war besonders anfällig dafür. Er ist erstens das einflußreichste deutsche Nachrichtenorgan und als solches bevorzugtes Terrain für Infiltration. Er hat zweitens mit seiner pointierten Berichterstattung über Jahrzehnte deutlich gemacht, daß er antiwestlichem Gedankengut relativ aufgeschlossen gegenübersteht.

Durch die Zusammenführung von Inhaltsanalyse- und Umfragedaten konnten wir zeigen, wie die Berichterstattung des *Spiegel* über die NATO und die USA immer negativer wurde und dann, mit leichtem zeitlichen Verzug, auch die öffentliche Meinung folgte (Donsbach, Kepplinger, Noelle-Neumann 1991). Dieser Beitrag entstand ein Jahr vor dem Fall der Mauer. Wir hatten damals keinen Argwohn, daß andere als subjektive Meinungen der *Spiegel*-Redakteure für diese Inhalte verantwortlich waren. Die Öffnung von Stasi-Archiven und andere Enthüllungen über Personen, die innerhalb des bundesdeutschen Journalismus der DDR das Geschäft besorgten, regt dazu an, heute nach ganz anderen Hintergründen für unsere Ergebnisse zu suchen.

Schließlich kam es zwischen den Einstellungen und Handlungen der verschiedenen, hier beschriebenen Kategorien von Journalisten vermutlich zu erheblichen Interaktionen. Die „Böswilligen“ fanden unter den „Gutwilligen“ schnell Partner für Kooperation und beide zusammen unter den „Unwissenden“ eine leichte Beute für Infiltration und Desinformation. Das System funktionierte fast reibungslos. Herauszufinden wie es tatsächlich funktionierte, wäre Aufgabe der historischen Kommunikationsforschung. Sie benötigt hierzu Mut und kritische Distanz zum Journalismus. Es wird immer noch viele, auch in einflußreichen Positionen geben, die ein solches Vorhaben nicht gerade mit Wohlwollen und Kooperationsbereitschaft begleiten werden.

Die Frage der Verantwortung

Stellt sich hier letztlich eine Frage der historischen Verantwortung? Wenn sich auch nur ein Teil unserer Hypothesen als richtig erweisen sollte: Hat dann der deutsche Journalismus eine historische Schuld an der viel zu langen Erhaltung eines Unrechtsstaates, der seinen sechzehn Millionen Menschen elementare Rechte vorenthielt? Waren deutsche Journalisten wissenschaftlich und unwissentlich Kollaborateure dieses Regimes? Wir sollten uns erst die Ergebnisse der historischen Analyse ansehen, wenn sie denn unternommen wird, und dann urteilen. Eines ist heute bereits gewiß: Im Vergleich zu anderen Ländern ist der deutsche Journalismus aufgrund wenig verankerter Berufsnormen und seines spezifischen Aufgabenverständnisses mögliche „Mitschuld“ offensichtlich besonders anfällig dafür gewesen, sich für eine solche Funktion vereinnahmen zu lassen.

Literatur

- Amaud de Borchgrave/Robert Moss: *Die Falschmelder*. Roman. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1982.
- Wolfgang Donsbach/Hans Mathias Kepplinger/Elisabeth Noelle-Neumann: *West German's Perceptions of NATO and the Warsaw Pact: Long-term Content Analysis of „Der Spiegel“ and Trends in Public Opinion*. In: Hans Rattinger/Don Munton (Hrsg.): *Debating National Security. The Public Dimension*. Frankfurt am Main 1991, 237-268.
- Hans Mathias Kepplinger/Helga Weißbecker: *Negativität als Nachrichtenideologie*. In: *Publizistik*, 3/1991, 330-342.
- Elisabeth Noelle-Neumann: *Demoskopische Geschichtsstunde. Vom Wartesaal der Geschichte zur deutschen Einheit*. Zürich/Osnabrück 1991.

Beiträge zur Kommunikationswissenschaft

Politikerdiskussionen im Fernsehen

Bd. 1, 1983, R. Burkart, 50 S., öS 80,-/DM 12,-

Meinungsforschung mit Bildschirmtext?

Bd. 2, 1984, J. Günther/E. Semrau, 160 S., Abb. u. Tab., öS 180,-/DM 26,-

Das Konrad Lorenz-Volksbegehren in der Tagespresse Österreichs

Bd. 3, 1985, R. Burkart, 91 S., öS 120,-/DM 17,-

Die Zeitung im Unterricht

Bd. 4, 1986, A. Fritz, 168 S. u. 35 S. Anhang, öS 180,-/DM 26,-

Entfremdete Elite?

Journalisten im Kreuzfeuer der Kritik
Bd. 5, 1986, H. Rust, 104 S., öS 140,-/DM 20,-

Was ist lesen?

Bd. 6, A. Fritz, 110 S., öS 140,-/DM 20,-

Informationsvermittlung im Wahlkampf

Bd. 7, R. Burkart/A. Fritz, 99 S., u. 11 S. Anhang, öS 140,-/DM 20,-

Schriftenverzeichnis Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft

Universität Wien 1944-1985

zusammengestellt und bearb. von M Bobrowsky
1986, 114 S., öS 200,-DM 29,-

L I T E R A S

UNIVERSITÄTSVERLAG

A-1090 Wien, Berggasse 4

Tel. 0222/310 56 66-68, Fax 0222/310 56 66-21

FRANZ DRÖGE

Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“

(1) Ich weiß nicht, ob es neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte (KG) gibt oder überhaupt geben sollte. Schließlich sind die aus der im letzten Jahrzehnt reichlich sprudelnden Konzeptionsdebatte - vergleiche als Teilmenge nur die Protokollbände der beiden Bremer (1976, 1984) und der Wiener Tagung (1986), auf die ich mich, wenn nicht anders vermerkt, stets beziehe - folgenden Anregungen öffentlich wahrnehmbar nicht über das hinausgegangen, was in den erwähnten Bänden als Exempla vorgelegt wurde. Aus gutem Grund: Ich teile die melancholische Lagebeurteilung Michael Schmolkes (*Medien & Zeit* 3/87, 6 f.). Wolfgang Langenbuchers sympathisches Plädoyer am selben Ort, endlich die Ärmel aufzukrempeln und anzufangen, reibt sich ja nicht nur an Schmolkes Argumenten über institutionelle Schwierigkeiten, setzt nicht nur die Erfüllung der von ihm selbst - aber auch von Bodo Rollka loco citato kenntnisreich - aufgelisteten Desiderata voraus. Gravierender scheint mir, daß es die kommunikationshistorische Forschung auf etwas verweist, dessen Sinnhaftigkeit erst zu prüfen wäre, nämlich auf eine - etwas rückständige zwar, aber nach Anfangsproblemen rasch aufzubauende - Teildisziplin - auf eine Bindestrichpublizistik. Ulrich Saxer hat zureichende Argumente gegen eine solche Festlegung vorgetragen (*Medien & Zeit*, 3/87, 4), und Schmolke nennt bei selber Gelegenheit die KG, vermutlich analoge Scharmützel der 20er Jahre im Hinterkopf, „Kampfplatz der begrifflichen Redlichkeit“ (ebd., 5). Nun sind solche Begriffe nicht schlicht zu definieren, wie jedermann weiß, der sich zum Beispiel die Kommunikationsbegriffe bei Jürgen Habermas, Niklas Luhmann oder den gegenwärtig modischen Konstruktivisten anschaut. Sie müssen theoretisch expliziert werden. Und damit wird KG ein Problem ebenso für ihre engeren Liebhaber wie auch für die Theoretiker des Faches.

(2) Es herrscht große Einmütigkeit über etwa die Theoriegeleitetheit oder Theorieorientierung der kommunikationshistorischen Forschung¹. Einem naiven,

antiquarischen Interesse will sich niemand mehr zu rechnen lassen. Aber was heißt eine solche Orientierung eigentlich? Man beklagt sich in der Fachliteratur doch bereits hinlänglich oft über den Theoriemangel in der (gegenwartsorientierten?) empirischen Kommunikationsforschung; was soll dann der KG aufgebürdet werden? Dem in dem Postulat stets mitbehaupteten Mangel kann ich in meiner kurzen Stellungnahme nicht abhelfen: Dafür gibt es - aus meiner Perspektive: erfreulicherweise - in unserem Fach zu viele unterschiedliche Theorievorstellungen². Ich will stattdessen den Sinn des Arguments gegenstandsbezogen diskutieren.

(3) Nach wie vor herrscht weitgehende Übereinstimmung darüber, daß man aus der KG für die Gegenwart lernen kann³. Aber was kann man eigentlich lernen? Da es keinen universellen Lernalgorithmus gibt, Lernen und Belehrbarkeit des Menschen überdies höchst voraussetzungsvoll und keineswegs selbstverständlich ist⁴, muß nicht nur das Was, sondern auch das Wie präzisiert werden. Wissenschaftliches Wissen ist theorieförmig, wissenschaftliches Lernen Theorieentwicklung - wie implizit auch immer. Mithin sind diese Fragen auf die unter Punkt (2) gestellten rückführbar.

(4) In den frühen Diskussionsbeiträgen zur KG-Debatte wird den Historikern des Faches empfohlen, sich theoretisch leiten zu lassen und sich methodisch auf die Höhe der Zeit zu bringen, die durch die Entwicklung der Sozialgeschichte definiert wird⁵, was bei der Heterogenität dessen, was in der Kommunikationswissenschaft als Theorie läuft, einigermaßen schwierig sein dürfte, zumal diese „Theorien“ ihren Strukturen nach bisher überwiegend nicht historisch anschlussfähig, das heißt hier datenmäßig zu repräsentieren sind und insofern eher zur Vorurteilsbildung beizutragen vermögen.

² Meine eigenen Vorstellungen und die daraus abgeleiteten Bedingungen und Notwendigkeiten kommunikationshistorischer Forschung und Argumentation im Rahmen der Kommunikationstheorie finden sich in: Franz Dröge/G.G. Kopper: *Der Medien-Prozeß. Zur Struktur innerer Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft*. Opladen 1991, 10-24; und in: Franz Dröge/A. Wilkens: *Populärer Fortschritt. Studien zur Technikberichterstattung in deutschen illustrierten Zeitschriften*. Münster 1991, Teil I, an div. Stellen. Die zitierten Untersuchungen begründen auch - selbstverständlich zunächst für mich selbst plausibel -, daß selbst im selben kommunikationstheoretischen Bezugshorizont die kommunikationshistorischen Konzeptionierungen unterschiedlich sein müssen, je nach dem theoretisch zu begreifenden Problemkomplex. Insofern gibt es für das Postulat der Theorieorientierung keine grundsätzliche Lösung. Was zu fordern ist, ist seine diskursive Begründung im Hinblick auf den erwarteten Erkenntnisgewinn oder auf den zu vermeidenden Irrtum.

³ Vgl. z.B. Ulrich Saxer in: Bobrowsky/Langenbucher, *Wege*, 78 (Prognosefunktion); Gerhard Jagschitz, ebd., 730; Langenbucher, der ihm zustimmt, *Medien & Zeit*, 3/87, 14.

⁴ H. Blumenberg: *Höhlenausgänge*. Frankfurt am Main 1989, 146 ff.

⁵ So in den meisten Beiträgen in Bobrowsky/Langenbucher. Besonders konsistent entwickelt und überzeugend im Beitrag von Bodo Rollka in: *Medien & Zeit*, 3/87, 9 ff. Erfreulicherweise gibt es aber auch noch ausgewiesene Historiker des Faches, welche die bestehenden Differenzen zu diesem disziplinären Bezugsstandard feststellen können. So Winfried B. Lerg: *Film: Quelle, Zeugnis, Dokument*. In: Ebd., 24-31.

¹ Vgl. in Auswahl: Roland Burkart, Ulrich Saxer, Jürgen Wilke, Kurt Koszyk e tutti quanti, sämtlich in: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München 1987.

Ich will deshalb den umgekehrten Weg gehen und darzustellen versuchen, warum und wie KG für die kommunikationswissenschaftliche Theoriarbeit begründend ist. Dieser Weg scheint mir umso plausibler, als er einerseits einem neuen theoretischen Imperialismus der KG gegenüber nicht Vorschub leistet, es andererseits aber evident ist, daß solche Theoretikratschläge vielen der laufenden Projekte wenig nutzen, wie Knut Hickethier hinsichtlich des Projekts „Programmgeschichte des Weimarer Rundfunks“ überdeutlich klargemacht hat⁶ und wie auch Schmolkes (*Medien & Zeit*, 3/87, 6) Dissertantenbeispiel lehrt, das gar keine „Krücke“ ist, wie er gewohntermaßen untertreibt, sondern an den berühmten Kontextkapiteln vor Augen führt, wie dürftig die theoretischen Handreichungen für die Integration verschiedener Systemkomponenten - so ein Beispiel - doch oft sind. Konkret: Warum bin ich, der sein Geschäft im wesentlichen als ein theoretisches begreift, an der Entwicklung der KG systematisch interessiert? Mein Verfahren ist einfach: Ich erläutere an wenigen - an zwei - ausgewählten Problemen, welche Rolle die KG für die Kommunikationstheorie - gleichgültig welcher Provenienz - spielen muß, so diese gültige, das heißt realitätshaltige Aussagen treffen soll.

(5) Eine solche Frage müßte eigentlich für jeden „Theoretiker“ zentral sein, weil die Struktur des Gegenstandes der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft seine eigene Veränderlichkeit mit umfaßt, relativ langfristige Konstanzannahmen, wie sie Objektvoraussetzungen beispielsweise für die zeitunabhängige Formulierung physikalischer Gesetze sind, also zwangsläufig entfallen. Für diesen Wissenschaftstyp kann es Gesetzesaussagen und deren erkenntnishistorische Vorgeschichte geben, die dann gewöhnlich als Fortschrittseloge auf dem Weg der Wahrheit fest geschrieben wird. Denn der Wissenschaftler und seine Instrumente sind hier die Agenten des theoretischen Wandels. In unserer Wissenschaft, wie in allen anderen Humanwissenschaften auch, gibt es diese Art Vorgeschichte nicht, jedenfalls nicht, seitdem sich die universitäre Randdisziplin „Zeitungswissenschaft“ zu einer sich theoretisch begreifenden Wissenschaft konstituiert hat. Die Wissenschaftler, in Sonderheit die Empiriker, hecheln den Veränderungen ihres Gegenstandes hinterher, die sowohl von der industriellen Produktion des Wissens und seiner Vermittlungen ausgehen, als auch von den Impulsen zu fließförmigen Wandlungen von Lebenspraxen durch die Einlagerung und Veralltäglichsung von Medienumgang. Empirische Kommunikationsforschung ist deshalb im strengen Sinne zum Zeitpunkt ihres Abschlusses nichts weiter als eine historische Untersuchung; sei sie methodisch auch noch so ausgehärtet: Sie ist gerade aus diesem Grunde theoretisch „weich“. Das mangelnde Problembewußtsein für diesen Sachverhalt, der ja nicht geringe logische und methodologische Im-

plikationen besitzt, behindert merkliche theoretische Entwicklungen im Fach. Meine Konsequenz lautet: Für eine angemessene, das heißt einigermaßen realitätsmächtige und - wie begrenzt auch immer - prognosefähige Theoriestrategie müssen die Parameter der Veränderung selbst Gegenstand der Theorie sein, nicht nur - wie bisher - deren Wirkquanten. Das gilt für alle Teildisziplinen des Fachs wie zum Beispiel die Journalismus-, Wirkungs- oder Inhaltsforschung und für alle Theorieansätze, deren Vielfalt und Konkurrenz erwünscht und gefördert werden sollte.

(6) Die Isolierung und Bestimmung der Verlaufs- und Produktionslogik solcher Parameter ist eine historische Forschungsaufgabe; ebenfalls die Darlegung ihres Strukturzusammenhangs, also der Reproduktion dieses Zusammenhangs in der kommunikativen Praxis der Menschen und Systeme und seiner Transformationen. Über die methodischen Anforderungen hierzu ist in den oben erwähnten Fachdebatten genügend gesagt worden, aus der Perspektive der gemeinhin als besonders methodenkritisch geltenden Quantitativen, aber auch sehr bewußt und kenntnisreich aus dem Blickwinkel der Sozialgeschichte (unter anderem von dem zitierten B. Rollka). Da ich zwischen beiden ohnehin keinen Gegensatz zu sehen in der Lage bin, weil das streng kausale Theorieideal, das die Methodendiskussionen in ihren Präzisionsansprüchen, wie auch in ihren winkeladvokatischen Kritikermetzeleien noch immer beherrscht, eine Illusion ist, kommt es für mich nur darauf an, daß - und das entspricht normalem Wissenschaftsverständnis, ist mithin keine Sonderprüfung für die KG - Design und Methodenwahl für die historische Forschung von dem Theoriestrategie bestimmt sind, dessen Ausbau und Entwicklung die entsprechende Forschung dienen soll - und nicht umgekehrt, wie leider meistens in der empirischen Kommunikationsforschung. Anders ist wohl auch das oft hervorgehobene Problem „Kommunikation und sozialer Wandel“ nicht zu bewältigen⁷: Es verdampft entweder in struktureller Abstraktion von Notwendigkeiten wie zum Beispiel in der Modernisierungstheorie⁸, oder es verschwindet in der Kontingenz historiographischer Verlaufsbeschreibungen.

(6) Kontingenz hat sich in den zeitgenössischen Sozialwissenschaften von einem neu entdeckten Grundbegriff zum Schlagwort überdehnt: Unentwegt und allerorten wird sie reduziert, natürlich bevorzugt in der Publizistik. Aber woher kommt diese Kontingenz? Und warum so plötzlich? Selbstverständlich weist sie grundsätzlich jedes strukturell nicht voll determinierte oder nicht voll regelgeleitete Handeln in unbekanntenen Faktorenkonstellationen mindestens bedingt auf. Aber

⁷ Vgl. stellvertretend Langenbacher, ebd., 15; und konträrer Ansicht Kurt Koszyk: *Probleme einer Sozialgeschichte der öffentlichen Kommunikation*. In: *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung*. München 1977, 29-33.

⁸ Vgl. Ulrich Wehler: *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Göttingen 1975; S.N. Eisenstadt: *Tradition, Wandel und Modernität*. Frankfurt am Main 1979, 128-144.

⁶ Knut Hickethier: *Hohlwege und Saumpfade. Unterwegs zu einer Programmgeschichte*. In: Bobrowsky/Langenbacher, *Wege*, 408.

erstens kommt das nicht oft vor und zweitens war das vermutlich auch den sozialwissenschaftlichen Klassikern bis hin zum Strukturfunktionalismus klar, die sie zwar immanent behandelten, ihr aber keinen kategorialen Status zubilligten. Das geschieht erst, als ein Aufriß funktionaler Äquivalenzen für soziales beziehungsweise kommunikatives Handeln zum Theorieprogramm gemacht wird, das ohne Bezug auf Situationen formuliert ist⁹, durch die bereits geschichtlich stillgestellte, strukturverfestigte Kontingenzreduktionen hindurchgehen. Hier wird Kontingenz mit dem Äquivalenzbegriff theoretisch produziert und keineswegs empirisch ermittelt. Der Grund ist in der endgültigen Enthistorisierung der Sozial- und in ihrem Gefolge auch der Kommunikationstheorien zu sehen. Ohne seine Genese erscheint nämlich jeder theoretisch konzeptualisierte Zusammenhang kommunikationsrelevanter Faktoren, im Objektbereich, jeder Handlungsvollzug, jedes Gespräch jeder Medienumgang vollständig kontingent und prinzipiell auch anders möglich. Das ist die transzendente Voraussetzung des Äquivalenzfunktionalismus, der in die Luhmannschen Konzeption ja auch in unser Fach Einzug gehalten hat. Evidentermaßen zerstört eine solche Prämisse ebenso wie die unreflektierte Gegenstandsauffassung das, was sie leisten soll: den Aufbau einer Kommunikationstheorie aus empirisch gehaltvollen Sätzen, über deren interne Verknüpfungen an dieser Stelle aufgrund der unterschiedlichen Theorievorstellungen nichts gesagt zu werden braucht.

(8) Meine Konsequenz lautet: Eine Kommunikationstheorie, wiederum gleichgültig welche, muß als Konstitutionslogik ihrer grundlegenden Faktoren ausgeführt werden. Das ist eine Präzisierung der Schlußfolgerung aus Punkt (5). Die Konstitutionslogik eines Systems ist nur historisch zu entwickeln:

Der methodische Primat einer nahezu ausschließlich auf Feldarbeit bezogenen empirischen Sozialforschung hat - vielleicht sogar gewollt (Theorieentscheidungen sind immer auch Interessens-, oft Machtentscheidungen, Anm.d.Verf.) - zur Liquidierung konstitutionstheoretischer Fragen des Mediensystems geführt¹⁰

Man kann verallgemeinern: der Kommunikation. In einer Konstitutionstheorie würde auch das in dem zitierten Beitrag von Kurt Koszyk angesprochene Grundproblem - nicht nur für eine historische Rekonstruktion sondern vor allem für die Theorie - von Kontinuität und Wandel, nicht nur exemplarisch, wie von ihm eindrucksvoll vorgeführt, sondern systematisch-theoretisch darstellbar sein. Freilich wird man sich über die einzuschlagende Abstraktionsebene Klarheit verschaffen müssen. Die Luhmannsche Evolutionstheorie¹¹ weist keinen historisch-empirischen Gehalt mehr

auf¹²; wenn man sich auf dieser Ebene aktuellen Problemen, zum Beispiel der „ökologischen Kommunikation“¹³ zuwendet, stellt sich die Theorie als empirische banca rotta dar¹⁴, historische Darstellungen verkommen zu Demonstrationsexempeln rückwärts projizierter theoretischer Begriffe¹⁵. - In einer konstitutionslogisch angesetzten Analyse verliert Kontingenz ihren kategorialen Status und schrumpft auf die Größe, die empirisch aufzubereiten ist. Denn kommunikativ reduzierte Kontingenz sedimentiert in strukturiertem und für alle als kommunikative Ressource verfügbarem Wissen des Typs Norm, Regeln oder Konsens. In Mediensystemen entstehen allerdings durch verschiedene Faktoren der industriellen Produktion von Kommunikation Folgekontingenzen als soziale Probleme relativ moderner Art, die entweder kommunikativ abgearbeitet werden müssen oder zu (meist temporären) alternativen Systemkonzeptionen führen¹⁶. Genau dieser - hier beispielhaft auf der Wissensseite erläuterte - Prozeß ist unter anderem als Prozeß von Strukturbildungen und -transformationen, von Folgekontingenzen und ihren möglichen Regelungen historisch aufzuklären, damit er theoretisch aus dem Zustand der Spekulation oder der verkürzten, weil nur projektiven Abstraktion aus der empirischen Forschung herausgehoben werden kann.

(9) Es kann also nicht einfach um „Historisierung der Theorie“ gehen, ein oft gehörtes, freundliches Angebot an die Geschichtsforscher, das aber begrifflich nicht weiter analysierbar ist. Die Grundbegriffe der Theorie selbst müssen historische sein¹⁷. Das bedeutet aber auch, daß die Theorien immer wieder auf neue am historischen Material zu überprüfen sind, nur so lassen sie sich präzisieren und weiterentwickeln. Das führt ohne Zweifel neben dem immanenten Gewinn zu einer analytischen Stärkung historischer Bewußtheit und Bewußtmachung der kommunikativen Prozeßqualitäts-

¹² Vgl. Dröge/Kopper, *Medien-Prozeß*, 22; offenbar anderer Auffassung, wenn auch nicht eindeutig in der Formulierung: Günter Beuttele: *Evolution der Kommunikation - Überlegungen zu einer kommunikationstheoretischen Schichtenkonzeption*. In: Bobrowsky/Langenbacher, *Wege*, 90 f.

¹³ Luhmann, *Ökologische Kommunikation*.

¹⁴ Schäfer urteilt u. Beck: *Blinder Realismus*. In: Ders.: *Politik in der Risikogesellschaft*. Frankfurt am Main 1991, 170.

¹⁵ Niklas Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. 3 Bde., Frankfurt am Main 1980-1989. Das ist übrigens nicht zwingend, denn der Grundgestus der Luhmannschen Theorie ist - übrigens ebenso wie bei Habermas - der einer Konstitutionstheorie des Sozialen.

¹⁶ Diese Zusammenhänge haben wir (in: Dröge/Kopper, *Medien-Prozeß*, konstitutionslogisch zu konzeptualisieren versucht. Gerade bei dieser Untersuchung hat sich gezeigt, wie dringend historische Forschungen zur KG just aus theoriekonstruktiver Perspektive sind. Ihr Fehlen hat unsere Arbeit und ihren Ertrag sehr stark eingeschränkt.

¹⁷ Diese methodologische Problematik ist wissenschaftsgeschichtlich sehr intensiv an der Frage erörtert worden, welchen historischen Gehalt die Marxschen Kategorien aufweisen. Hier sind vor allem die Untersuchungen von Morf und Rosdolsky hervorzuheben. Da die Marxsche Theorie sehr stark funktionalistisch geprägt ist, gelten solche Überlegungen mutatis mutandis für alle funktionalistischen Systemtheorien, die doch den Grundtypus zeitgenössischer Sozial- und Kommunikationstheorien ausmachen.

⁹ Vgl. z.B. Niklas Luhmann: *Funktion und Kausalität*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1, 1970, 14 ff.; ferner: ders.: *Ökologische Kommunikation*. Opladen 1986, 254 ff. sowie andere Schriften desselben Autors.

¹⁰ Dröge/Kopper, *Medien-Prozeß*, 13.

¹¹ Niklas Luhmann: *Evolution und Geschichte*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 2, Opladen 1975, 150-169.

ten. Ich meine damit unter anderem auch die Gewinnung von Einsichten der Art, wie sie Langenbacher in seinem Plädoyer in *Medien & Zeit* mit den demokratischen Traditionen des Journalismus in der deutschen Geschichte anspricht.

(10) Soziale und kommunikative Strukturen reproduzieren sich in der Produktion von Handlungen¹⁸. Das ist nun freilich keine Kohärenzaussage, denn Reproduktion konstituiert geschichtlich auch Transformationsprozesse, die beispielsweise Interessenslinien folgend zu Ausdifferenzierungen der Produktionspotentiale von kommunikativem Handeln führen können und dies historisch ja auch tatsächlich unausgesetzt tun. Die Rückverfolgung solcher Prozesse bedeutet vor allem, daß wir den genetischen Charakter struktureller Handlungsvoraussetzungen betonen und ihn nicht ontologisieren. Das ist erkenntnistheoretisch fundamental, wenn die theoretische Aussage nicht dogmatisch geschlossen, sondern interpretationsoffen sein soll. Denn die Rekonstruktionen der KG sind immer Konstruktionen, von denen es potentiell so viele geben kann, wie problemerzeugende Theoriestrategien existieren. Allerdings gibt es da auch Gefahren. Das zeigt sich an dem Entwurf einer evolutionären Theoriestrategie von Günter Bentele für die KG¹⁹. Indem er den Schichten seines genetischen Modells (überflüssigerweise) reale Existenz zuschreibt („Die Wahrscheinlichkeit der Existenz (...) sehr hoch ist“), statt eine Funktion theoretischer Organisation von Material, reifiziert er seine Begriffe, was eine Diskussion aus anderen theoretischen Positionen sehr erschwert.

(11) Auf der Wiener Tagung 1986 haben „Theoretiker“ der KG Theoriestrategien unterbreitet, mit denen sie ihr Material aufbereiten könne: Besonders interessant und forschungsstrategisch sicher praktikabel sind die (erwähnte) von Bentele und die von Saxer²⁰. Allerdings ist mir bei solchen Angeboten ihre Anschlußfähigkeit für die allgemeine Theorieentwicklung nicht ganz plausibel geworden. Die dadurch bewirkte Zweigleisigkeit von KG-Theorie und allgemeiner Theorie läßt die KG aber in einer Randlage zur allgemeinen Fachentwicklung stehen und stempelt sie, bei den zitierten Autoren sicherlich ungewollt, zu einer mehr oder weniger gegenstandsautonomen Teildisziplin. Sofern die KG das aber sein will, braucht sie keinen theoretischen Rat, sondern entwickelt sich durch die Qualität ihrer Forscher. In unserem Fach gibt es davon bisher nur wenige, aber durchaus gute, wenn ich - pars pro toto - etwa an die Münsteraner Rundfunkforschung, an die Dortmunder Projekte oder an die NS- und Zeitschriftenuntersuchungen von Gebhard in Bremen denke.

Außerhalb unseres Faches gibt es sehr viel mehr. Deshalb schien es mir sinnvoll, aufzuzeigen, daß KG nicht lediglich ein nützliches und/oder notwendiges Arbeitsgebiet der sich arrondierenden Kommunikationswissenschaft ist oder sein kann, sondern daß bei zureichender Reflexion auf sinnvolle Theoriestrategien in unserem Fach KG und allgemeine Theorieentwicklung mindestens in weiten Teilen nahezu identische Erkenntnisinteressen haben müßten, was zu einer Integration historischer Kommunikationsforschung in jede Art von kommunikationswissenschaftlicher Forschung führen müßte. Nur so läßt sich jenseits von Banalitäten wissenschaftlich aus der Geschichte für die Gegenwart, das heißt für die Entfaltung theoretischen Wissens lernen. Das bedeutet aber auch, daß die KG zur Zeit nur sehr wenig von der allgemeinen Theorie hat, diese aber sehr viel von jener erben könnte, wenn sie in der angesprochenen Richtung vorangetrieben würde.

In den vergangenen Diskussionen wurde viel von Interdisziplinarität geredet. Ich hielt es in Konsequenz meiner Überlegungen für wichtiger, daß sich Kommunikationshistoriker und „Theoretiker“ zusammenhaken und Forschungsvorhaben gemeinsam angehen. Dabei müßte, wie bei allen Kooperationen - sonst wären sie überflüssig - jeder zeitweilig Kompetenzen an den anderen abtreten, was bekanntlich das Professionalitätsempfinden von Wissenschaftlern oft leidvoll tangiert und insofern trotz aller gegenteiligen Bekundungen immer wieder Zusammenarbeit be- oder verhindert.

Hannes Haas/Holger Rust

**KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
IN ÖSTERREICH**

Zustand und Zukunft einer
Schlüsseldisziplin

1991, 101 Seiten, zahlr. Tab., brosch., öS 170,-
Hörerpriis öS 135,-

L I T E R A S
UNIVERSITÄTSVERLAG

A-1090 Wien, Berggasse 4

Tel. 0222/310 56 66-68, Fax 0222/310 56 66-21

¹⁸ A. Giddens: *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt am Main/New York 1988, 76 ff. et pass.

¹⁹ Bentele, *Evolution*, 93.

²⁰ Ulrich Saxer: *Kommunikationsinstitutionen als Gegenstand von Kommunikationsgeschichte*. In: Bobrowsky/Langenbacher, *Wege*, 71-78.

HANS HEINZ FABRIS

Wozu Journalismusgeschichte ?

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“

Im neuen Lehrplan des „Österreichischen Journalisten-Kolleg“, das nach einigen Geburtswehen im März dieses Jahres begonnen hat, wird man Journalismusgeschichte vergeblich suchen. Lediglich ganz am Anfang, gedacht als offener sonntäglicher Einstieg in den berufsbegleitenden Ausbildungsbetrieb, findet sich ein curricularer Mini-Baustein mit dem Titel *Einführung, Berufsbild des Journalisten*. Gestartet wird dann mit den „harten“ Gegenständen „Sprache“, „Recherche“, „Nachricht/Bericht“. Und auch in den folgenden drei weiteren, jeweils dreiwöchigen Blöcken fand sich kein Platz für eine Reflexion dessen, was in den Ausbildungsgängen der meisten anderen Professionen mehr oder weniger selbstverständlich ist: Die Auseinandersetzung mit den eigenen beruflichen „Wurzeln“, mit den spezifischen Problemen, Traditionen und Brüchen in der Berufsgeschichte.¹

Daß dies kein Zufall ist, belegt eine Durchsicht der Kursangebote der letzten zwölf Jahre des „Kuratoriums für Journalistenausbildung“, der mit Abstand bedeutendsten Einrichtung journalistischer berufsbegleitender Aus- und Weiterbildung außerhalb der universitären Publizistik-Institute. Soweit Berufsgeschichte nicht unter anderen Titeln behandelt wurde und wird - was verständlicherweise schwer zu überprüfen ist -, stellt sie einen systematische Blindfleck dar. Was zum einen die Einschätzung des Stellenwerts berufshistorischen Reflexionswissens durch die Medienpraxis widerspiegelt, zum anderen jedoch mit ein Grund für jenen Zustand ist, den ich in der Einleitung zu *Die Vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945* - zugegeben pauschalierend - so zu beschreiben versucht habe:

Generationen von Journalisten sind weitgehend geschichtslos aufgewachsen; es sei denn, man ersetzt Geschichte durch Geschichten - die durch alle Medienunternehmen geistern. Kenntnisse der Traditionen des eigenen Berufes in den Zeiten der Monarchie, der Ersten Republik, im Austrofaschismus, während der Herrschaft des Nationalsozialismus, das Wissen, um den Anteil der Journalisten an der (Re-)Konstruktion des 'neuen' Österreich nach 1945, dürften sowohl im Bewußtsein des Medien-Publikums als auch der meisten Angehörigen der schreibenden Zunft bestenfalls fragmentarisch vorhanden sein.²

Einzelne Reaktionen von Berufspraktikern auf die Veröffentlichung dieses Sammelbandes - der sich übrigens recht gut verkauft, was durchaus als ein Indiz für das Interesse des breiteren Medienpublikums gewertet werden kann -, die ein eklatantes Nichtverständnis kritischer journalistischer Berufsgeschichte zum Ausdruck brachten, haben diese Haltung noch unterstrichen.

Geht man den *Gründen* für diese oft extreme „Abwehr“ auch bei Angehörigen jüngerer Journalistengenerationen nach, stößt man auf vielfältige Erklärungen.

Da ist zum einen die erst in der letzten Zeit verschwindende Attitüde anzutreffen, wonach sich Journalisten *nicht mit dem eigenen Metier*, dem eigenen Berufsstand befassen sollten; zumeist mit der (Schein-)Begründung garniert, daß dies das Publikum nicht interessiere.

Da ist aber bis heute noch jene *Abwehr gegen „Vergangenheitsbewältigung“* der älteren Journalistengeneration spürbar, die sich - in vielen Fällen nicht zuletzt mit ganz persönlichen Motiven erklärbar - vor allem gegen die Rolle des Journalismus in der NS-Zeit richtete, die lieber vergessen werden sollte.³

Geschichtsbewußtsein dürfte zudem generell in einem Berufsstand, der sich so weitgehend der *Aktualität*, dem *à jour*, dem Tagesgeschäft verschrieben hat, keinen günstigen Boden vorfinden.

Wie sieht es nun aber mit dem Anteil der *Medienwissenschaft(en)* an dieser spezifischen Bewußtseinslage aus? Haben nicht zahlreiche, durchaus prominente heimische Journalistinnen und Journalisten etwa am Wiener Institut Zeitungswissenschaft studiert - zumindest einige Semester lang -, hat nicht auch eine Reihe von ihnen mit historischen Themen promoviert?

Die subtilen Auswirkungen dieser Studien-Sozialisation sind bisher nicht untersucht worden; wenn gleich dies ein reizvolles Thema wäre. Zu vermuten ist allerdings, daß sich die stark *historisierende* Betrachtungsweise, die für viele der damaligen Arbeiten charakteristisch erscheint, wenig dazu geeignet hat, ein Bewußtsein für den *aktuellen Gebrauchswert* historischen Wissens zu entwickeln. „Geschichte“ dürfte somit allzu häufig als „totes Wissen“ erlebt worden sein, eine Beurteilung, die dann auch auf die Berufsgeschichte übertragen wurde.

Schließlich gilt es aber auch ohne Umschweife einzugestehen, daß in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten nicht zuviel, wie manche meinen, sondern eher *zuwenig* historisch gearbeitet wurde. Bis heute gibt es *keine Sozial- und Kulturgeschichte des österreichischen Journalismus* - auch *Die Vierte Macht* wollte bewußt nur Beiträge für eine solche noch zu schreibende Berufsgeschichte beisteuern -, existieren im Grunde nur einige wenige brauchbare Biographien journalisti-

¹ Dies sage ich, durchaus auch selbstkritisch, als langjähriges Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des „Kuratoriums für Journalistenausbildung“.

² Hans Heinz Fabris/Fritz Hausjell (Hrsg.): *Die Vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien 1991, 1.

³ Dazu: Fritz Hausjell: *Die mangelnde Bewältigung des Vergangenen*. In: Ebd., 29 ff.

scher Persönlichkeiten, lassen die vorhandenen Beispiele für eine Unternehmensgeschichtsschreibung vieles zu wünschen übrig. Wo immer man hinblickt, werden riesige Lücken sichtbar.

Noch weniger ist es bisher gelungen, den Beweis zu führen, daß aus der Geschichte des eigenen Berufes für heute gelernt werden könnte: Beispielsweise was *berufsethisches Verhalten*, ob in Zeiten offener politischer Unterdrückung oder aber unter weniger erkennbarem äußerem Druck, betrifft. Beispielsweise in Hinblick auf die *Qualität journalistischer Produkte*: Was für Filmemacher - freilich hierzulande auch selten genug - selbstverständlich sein sollte, nämlich durch das Studium der Werke der wichtigsten Regisseure und ihrer Filme zu lernen, dürfte wohl kaum jemand der jüngeren österreichischen Journalistengeneration praktizieren. Vielleicht liegen da und dort am Schreibtisch Reportagen von Egon Erwin Kisch herum. Doch schon die exzellenten *historischen Vorbilder* für einen Aufdeckungs-Journalismus à la Alfred Worm oder aber für die Kunst der Glosse dürften so gut wie unbekannt geblieben sein.

Der *Unkenntnis* der eigenen Berufsgeschichte dürfte es unter anderem auch zuzuschreiben sein, wenn bis heute in vielen Medienunternehmen eine professionelle Berufsausbildung abgelehnt, vor einer „Akademisierung“ gewarnt wird - war doch der Akademikeranteil zu Zeiten, in denen es dem österreichischen Journalismus um einiges besser gegangen ist, deutlich höher als heute, da wir von der Medien- und Informationsgesellschaft sprechen.

Diese Unkenntnis sollte auch erklären können, warum unter den Journalistinnen Journalisten die Bereitschaft so groß ist, sich an ausländischen Beispielen - speziell den deutschen Medien und BerufskollegInnen - zu orientieren; aus den eigenen „Wurzeln“ zu schöpfen, für diese „Idee“ müßte wohl erst geworben werden.

Daraus ergeben sich einige *Postulate an künftige JournalismushistorikerInnen*:

An erster Stelle wäre hier - immer an die Adresse vor allem österreichischer beziehungsweise an österreichischen Themen interessierter DiplomandInnen und DoktorandInnen gerichtet - der Wunsch nach Arbeit an den größten *Lücken* zu nennen. Das sind, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die Kapitel *Exiljournalismus*, *Traditionen des jüdischen Journalismus*, *Frauen im Journalismus*, die *Geschichte der Journalistenorganisationen*, *Biographien* nicht nur „berühmter publizistischer Persönlichkeiten“, *journalistische Arbeits- und Alltagsgeschichte*.

Dazu kämen *Text-Sammlungen* unter den Stichworten der Reportage, des Kommentars, des journalistischen Interviews, des Feuilletons, aus den verschiedenen Epochen der journalistischen Berufsentwicklung.

Schließlich wären jene Ansätze noch weiter und systematisch auszubauen - auch durch studentische Arbeiten, wengleich mir die Problematik solcher doch recht anspruchsvoller Projekte durchaus bewußt ist -

Dokumente der „*mündlichen Geschichte*“ in der Form von Interviews mit ältem JournalistInnen zu sammeln. Dies könnte für angehende Journalistik-Studierende wichtige Orientierungshilfen bedeuten und sollte insgesamt eine Art „*kollektives Gedächtnis*“ des Journalistenberufes ermöglichen. *Medien & Zeit* hat sich hier bereits gar nicht zu überschätzende Verdienste erworben.

Historisch auszuloten sind aber auch all jene Fragen, mit denen sich der Journalismus gegenwärtig konfrontiert sieht, da er einerseits in gewisser Weise am Höhepunkt seiner Entwicklung angelangt scheint, andererseits die Konturen des Berufsbildes immer stärker in Auflösung befindlich sind. Dies gilt ebenso für die „gleitenden Übergänge“ etwa zu Public Relations und Werbung wie für die technologische Entwicklung, Stichwort menschenleere Redaktion.

Nicht immer wird uns hier der Blick in die Geschichte auch Einsicht vermitteln. In jedem Fall sollte er aber unsere Reflexions- und Problemlösungsfähigkeit schärfen können.

HANNO HARDT

Kommunikationsgeschichte als Gesellschaftliche Kritik: Anmerkungen zur U.S. Mediengeschichte.

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“.

Mediengeschichte in den Vereinigten Staaten ist das Produkt einer sich auf liberal-pluralistische Traditionen beziehenden sozialwissenschaftlichen Ideologie, die bis heute - ungestört und fast unberührt von einer zeitgenössischen marxistischen Kritik des Kulturbetriebes oder von der fachübergreifenden Diskussion zur Problematik von Theorie und Geschichte - der Legitimation dominanter gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse und Medien dient.

Dieser Beitrag ist lediglich ein Ansatz zur Kritik einer Geschichtsauffassung, die sich in der fachspezifischen US-amerikanischen Medienliteratur niedergeschlagen hat; es ist auch eine Kritik des Fachprovinzialismus, der nach Meinung Wolfgang R. Langenbachers zumindestens bis 1987 ebenfalls in der deutschsprachigen Mediengeschichte eine beachtliche Rolle gespielt hat.¹ Dieser Provinzialismus äußert sich in einer Identifikation mit traditionellen Definitionen, Themen und Methoden der Mediengeschichtsschreibung, sowie in einer Isolation von theoretischen Herausforderungen der postmodernen Ära. Das Resultat ist ein intellektuelles Defizit mit potentiellen und realen Auswirkungen auf das gegenwärtige Studium und - besonders in Deutschland - auf Etablierungs- und Rehabilitationsbestrebungen der Publizistik als akademisches Fach. Es ist andererseits durchaus möglich, daß Legitimationsprobleme von der Entwicklung einer neuen, kritischen Kommunikationsgeschichte, die gegebenenfalls außerhalb der traditionellen Grenzen und Gewohnheiten einer dominanten Mediengeschichtsschreibung stattfinden wird, gelöst werden. Vor allem, wenn es dieses Fach versäumt, sich intellektuell und administrativ in einem entsprechenden interdisziplinären Rahmen neu zu definieren.

Die Diskussion über Kommunikation und Medien ist längst weit über den engen Rahmen von Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft (sowie journalism und mass communication studies), und damit auch über den Interessens- oder Kompetenzbereich vieler Kollegen, auf eine beachtliche interdisziplinäre, internatio-

nale, und von Forschungsinteressen der Literaturwissenschaft, Kulturanthropologie, Ethnographie und Frauenforschung getragene Ebene gehoben worden.

In der Kulturforschung, im englischen Sprachbereich als „cultural studies“ bekannt, wird die Idee der Kommunikation - in Anlehnung an Raymond Williams und Stuart Hall, die von Lukács, Benjamin und Gramsci, sowie vom Strukturalismus und Althusser beeinflusst wurden - zum Kernstück einer Kulturkritik, deren Ziel die Emanzipation des Einzelnen ist. Wichtigster deutschsprachiger Vertreter in dieser wachsenden Literatur ist Jürgen Habermas. In diesem theoretischen Zusammenhang, der als nichtmarxistische, kulturwissenschaftliche Variante in der amerikanischen Kommunikationswissenschaft existiert, werden historische Entwicklungen aus subjektiver Sicht behandelt; der gesellschaftliche Prozeß der Kommunikation wird ein Gegenstand ethnographisch-kulturwissenschaftlicher Untersuchungen menschlicher Praxis. Eine Gesellschaftstheorie als Theorie der Geschichte, die konkrete Zustände der Gesellschaft anspricht, erkennt nicht nur die Probleme menschlicher Existenz, sondern kommt auch den wachsenden Erwartungen der Praxis entgegen, unterstützt menschliche Werte und ethische Normen, und bildet somit die Grundlage einer radikalen Demokratisierung der Gesellschaft.

In einer Periode anhaltender Kritik an der traditionellen Sozialwissenschaft bewahren amerikanischen Presseschreiber eine liberalpluralistische Einstellung zum politischen und wirtschaftlichen System und produzieren Werke, die sich thematisch mit dem progressiven Bild des Journalismus und seiner Verteidigung demokratischer Ziele decken. Diese Art der Geschichtsschreibung übersieht beispielsweise die gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Probleme arbeitnehmender Journalisten und ihrer Leser unter historischen Bedingungen von Industrialisierung und Technologievermarktung der modernen Gesellschaft. An ihre Stelle tritt Geschichte von oben, das heißt: Geschichte als Chronologie einer Kette technologischer Unvermeidlichkeiten aus der kontrollierenden Sicht des Eigentums oder der politischen Macht, während die Idee vom technologischen Fortschritt als Antriebswerk der amerikanischen Demokratie mit der Vorstellung einer erfolgreichen journalistischen Praxis verbunden wird.

So bleiben auch das historische Gegenüber von Journalisten und Verlegern, die bestehende anti-Gewerkschaftshaltung der Eigentümer, Fragen der Meinungsfreiheit in der Ausübung redaktioneller Pflichten, oder Einfluß neuer Medientechnologien nicht nur auf den journalistischen Arbeitsplatz, sondern auch auf die eigentliche Definition eines sich entwickelnden Journalismus des zwanzigsten Jahrhunderts, lediglich Überlegungen einer kritisch-historischen Forschung, die im Angebot fachtypischer biographischer Abhandlungen von publizistischen Persönlichkeiten und ihrer Institutionen verloren gehen; es gibt keine Geschichte des Lesers oder der Kommunikation zwischen Journalist und Leser. Eine kritische Geschichtsschreibung, die sich mit den historischen Konsequenzen des Kapitalismus und

¹ Wolfgang R. Langenbacher: *Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben*. In: *Medien & Zeit*, 3/1987, 13-16.

seiner gegenwärtigen Auswirkungen auf die gesellschaftliche Information beschäftigt, fehlt fast vollständig; sie ist auf keinen Fall Bestandteil einer fachinternen Diskussion.²

Das Problem der Mediengeschichte liegt im fehlenden Geschichtsbewußtsein einer angewandten (US-amerikanischen) Sozialwissenschaft. Das Verständnis spezifischer Probleme der Kommunikation, wie beispielsweise Inhalt und Wirkung von zwischenmenschlicher oder „Massen“-Kommunikation, beruht auf der traditionellen Anwendung einer funktionalistischen Denkweise, die die Kommunikationswissenschaft in ihrer amerikanischen oder deutschen Version weiterhin beherrscht. Das Ergebnis ist eine Kommunikationswissenschaft, die als Wissenschaft einer utilitaristischen Kultur mit Instrumentarien einer theoretischen Empirie vor dem Bankrott steht.

Mediengeschichte als wissenschaftliches Produkt einer vom Pragmatismus geprägten sozialwissenschaftlichen Expertengeneration ist gleichzeitig das Produkt einer Fortschrittsideologie, in deren Schatten historische Forschung zu einer Beschreibung der konstitutionellen und wirtschaftlichen Macht der Presse als politische Institution reduziert worden ist. Das Ergebnis ist die Anwendung von Mediengeschichte als Public Relations einer einflußreichen Medienkultur oder als Selbstbestätigungsmechanismus einer korruptierten angewandten Wissenschaft. In jedem Fall ist es eine Verherrlichung der Macht ohne Rücksicht auf die Konsequenzen einer Mediengeschichtsschreibung als Auftragsforschung.

Eine alternative gesellschaftstheoretische Überlegung, die zu einem neuen Verständnis und damit zu einer begrifflichen Erweiterung der Mediengeschichte führt, kann sich zum Beispiel auf eine „cultural studies“-Tradition mit ihrem differenzierten Ansatz zu Geschichte und Kommunikation stützen. Die Konsequenz dieser Perspektive ist eine Definition von Journalismus als materielle, in gesellschaftliche Systeme eingebundene Praxis, die ideologisch, komplex, widersprüchlich und in ihrem historischen Ursprung ein Produkt institutioneller und individueller Formen der Kommunikation ist. Die historische Bedeutung der Medien liegt in ihrer Kapazität, zum Beispiel durch journalistische Tätigkeit Repräsentationen der Realität als Erfahrungsräume in die gesellschaftliche Kommunikation einzubringen. Das heißt, die tägliche Beschäftigung mit den Medien und die damit verbundene Interpretation ist stets eine Auseinandersetzung mit einem dominierenden System über die Deutung linguistischer Symbole. Der Ausgang dieses Prozesses beruht

auf einer subjektiven Einstellung des Mediennutzers, von der psychologischen Konstitution zum historisch spezifischen Interesse, bis zur allgemeinen gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Situation, aus deren Verknüpfung sich die neuen Konstellationen, und damit Inhalt und gesellschaftlicher Kontext einer Existenz entwickeln. Die traditionelle Konzentration auf die Medienproduktion und ihre Konsequenzen wird durch Inbetrachtziehung des Konsumenten als aktiver Teilnehmer im Kommunikationsprozeß erweitert. So werden Ansätze für eine Kommunikationsgeschichte geschaffen, mit deren Hilfe eine Neueinschätzung von Rolle und Funktion der Kommunikation im gesellschaftlichen Rahmen stattfinden kann.

Mediengeschichte als Sozialgeschichte orientiert sich an einer über die fachspezifische Zeitungs-, Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft (beziehungsweise journalism oder mass communication studies) hinausgehenden Definition. Sie bezieht sich auf die subjektive Vielfältigkeit der politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Erfahrungen aller Teilnehmer im Rahmen ihrer konkreten historischen Existenz. Diese Konstellation professioneller Interessen unterliegt nicht nur historisch bedingten gesellschaftlichen Zwängen, sondern auch den persönlichen und institutionellen Forderungen einer differenzierten Leserschaft. Das bedeutet nicht nur eine Absage an die traditionelle Presse- oder Mediengeschichte (journalism history), sondern auch eine Hinwendung zur Kommunikationsgeschichte und damit zur Möglichkeit einer Emanzipation des Einzelnen unter spezifischen, historischen Umständen.

Kommunikationsgeschichte bedeutet deshalb nicht eine Schwerpunktverlagerung auf Leser/Rezipienten, wie von Koszyk definiert,³ oder eine komplementäre Perspektive, wie von Saxer gesehen,⁴ sondern die Notwendigkeit, Publizistikwissenschaft (oder journalism and mass communication studies) inhaltlich neu zu formulieren. Dabei kommt es eben auf eine gezielte Rückkehr zum Verständnis von Kultur und Kommunikation als Mittelpunkt eines Forschungsbereiches mit interdisziplinärem Charakter an.

Kulturanthropologische oder ethnographische Forschungen als Reportage und Romanliteraturen, als historischer Sammelpunkt und als Aussage zur Person und zum Stand der Dinge gehören zu den wichtigsten Quellen einer Mediengeschichte auf der Suche nach neuen methodischen und theoretischen Perspektiven im Sinne einer Kommunikationsgeschichte. Sie versprechen zumindest eine spezifische und möglicherweise differenzierte Antwort auf die Frage nach den historischen Bedingungen der Kommunikation im Zeitalter

² Zur Problematik Geschichte und Kommunikation und amerikanische Mediengeschichte siehe: Hanno Hardt: *Critical Communication Studies. Communication, History and Theory in America*. London/New York 1992; ders.: *Newsworkers, Technology, and Journalism History*. In: *Critical Studies in Mass Communication*, 4/1990, 346-365; ders.: *The Foreign-Language Press in American Press History*. In: *Journal of Communication*, 2/(Spring)1989, 114-131.

³ Kurt Koszyk: *Eine Antwort von Kurt Koszyk*. In: *Medien & Zeit*, 3/1987, 5.

⁴ Ulrich Saxer: *Das Altern der neuen Paradigmen, Daten und Medien*. Ebd., 4.

moderner Medienkultur durch die Privilegierung des Subjektiven und die Einordnung des gesellschaftlichen Diskurses als historisches Ereignis. In diesem Zusammenhang wird die historische Wahrheitsfindung zur Identifikation diverser Stadien gesellschaftlicher Kommunikation und Probleme der Identität von Autor, Text und Leser zu einer Suche nach den historischen Umständen ihrer Wechselbeziehungen.⁵

Aber das Ziel einer Kommunikationsgeschichte ist nicht nur das Verständnis komplexer gesellschaftlicher Strukturen, ihre kulturelle oder politisch-wirtschaftliche Signifikanz oder ihre Wirkung auf den Einzelnen, sondern die Legitimation einer historischen Perspektive als analytisches Prinzip. Das heißt, es geht um das Verhältnis von Soziologie, Ethnographie oder Literatur zur Geschichte, das die Publizistikwissenschaft (oder Journalism and mass communication studies) betrifft. Unter diesen Umständen kann Kommunikationsgeschichte zum Baustein einer Kulturforschung (cultural studies) werden, in der sich diverse theoretische und praktische Interessen an Kommunikation als gesellschaftliches Phänomen verbinden. Dagegen werden sich publizistikwissenschaftliche Interessen (oder die von U.S.-journalism and mass communication studies) in der Zukunft auf ein wesentliches, jedoch beschränktes Forschungsgebiet reduzieren, das im Schatten interessanter theoretischer Entwicklungen vornehmlich als Quelle angewandter sozialwissenschaftlicher Methoden existieren wird.

JOAN HEMELS

Kommunikationsgeschichte in den Niederlanden: Aufschwung oder Veitstanz?

Eine zurückhaltende Antwort
eines mitverantwortlich Beteiligten.
Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen
zur Kommunikationsgeschichte“

I.

Zweifelsohne zum ersten Mal ist die Kommunikationsgeschichte und insbesondere die Pressegeschichte Ende 1991 und Anfang 1992 in den Niederlanden richtig durch die Presse gegangen. Normalerweise macht das hier angesprochene Fach keine Schlagzeilen, sondern es studiert diese. Die Bedeutung der Pressegeschichte für den Journalismus und die Position der kommunikationshistorischen Lehre und Forschung an der Universität wurden öffentlich und manchmal ganzseitig in den Printmedien debattiert. Dies geschah erstens anlässlich einer durch den Pressewirbel einigermaßen umstritten gewordenen Professorenberufung und zweitens wegen einer Neuordnung der Spezialisierungen innerhalb der Studienrichtung Kommunikationswissenschaft an der Universität Amsterdam. Als mehrfach Beteiligter werde ich selbstverständlich bei meinen Marginalien zu beiden Vorgängen Vorsicht walten lassen.

Als die Redaktion von *Medien & Zeit* vor fünf Jahren die erste Rundfrage durchführte, fühlte ich mich durch die Einladung, mich an der internationalen Diskussion zu beteiligen, mehr oder weniger überfordert und verzichtete auf eine Antwort. Mit Rückwirkung vom 1. September 1986 an gerade eingesetzt auf dem ersten Lehrstuhl in den Niederlanden für Geschichte der Presse, der Propaganda und der Öffentlichen Meinung schien mir wenigstens vorläufig einige Bescheidenheit angemessen. Nach dem inhaltlich und methodisch für mich reichhaltigen Wiener Symposium *Wege zur Kommunikationsgeschichte* im Mai 1986 war ich mir des Forschungsrückstands in den Niederlanden bewußt. Zugleich sah ich jedoch auch schon eine Perspektive für eine eigene niederländische Weiterentwicklung der Kommunikationsgeschichte. In meiner Inauguralrede an der Universität Amsterdam, dem Thema *Abonnementversicherung und Marketing der Tageszeitungsauflagen* gewidmet und gehalten am 25. Mai 1987, fehlten deshalb einige programmatische Sätze am Schluß nicht. Darin plädierte ich, selbstverständlich unter Einfluß ausländischer Beispiele für „communication history“ des angelsächsischen und „Kommunikationsgeschichte“ des deutschsprachigen Raums als wertvollen Bestandteil der Kommunikationswissenschaft.

⁵ Siehe zum Beispiel den Beitrag Leo Löwenthals; Hanno Hardt: *The Conscience of Society. Leo Löwenthal and Communication Research*. In: *Journal of Communication*, 3/(Summer)1991, 65-85.

Die Studienrichtung Kommunikationswissenschaft wurde erst 1985 in den Niederlanden gesetzlich anerkannt und ihr wurde kein eigenes „Propädeutikum“ mit Abschlußprüfung gegönnt. Studenten studieren darum im ersten Studienjahr ein anderes Fach, was die Universität Amsterdam betrifft eventuell auch außerhalb der sozialwissenschaftlichen Fakultät, um erst nachher das dreijährige Studienprogramm der Kommunikationswissenschaft an der Katholischen Universität Nijmegen oder an der Universität Amsterdam wählen zu können. Nachteil dieser Studienordnung ist, daß sowohl die Einführung als auch die Spezialisierungen innerhalb von drei Jahren angeboten werden sollen. Als Fortsetzung der bewährten zweispurigen Tradition - mit einer historischen und einer sozialwissenschaftlichen Linie - auf dem Gebiet des Studiums der Presse der Massenkommunikation, der Propaganda, der Massenpsychologie und der Öffentlichen Meinung wurde Kommunikationsgeschichte nur an der Universität Amsterdam ein eigener Bestandteil innerhalb des Studiums der Kommunikationswissenschaft.

II.

Diesmal möchte ich der Redaktion von *Medien & Zeit*, diesem grenzüberschreitenden *Forum für historische Kommunikationsforschung*, keine Antwort schuldig bleiben. Indem in einer breiten Öffentlichkeit über die Leistungen der niederländischen Pressegeschichtsschreibung diskutiert wurde und zugleich die Spezialisierung Kommunikationsgeschichte innerhalb der Studienrichtung Kommunikationswissenschaft an der Universität Amsterdam zur Diskussion stand, fällt es wesentlich leichter, eine Bilanz zu ziehen. Obwohl ich die historische Kommunikationsforschung und die Kommunikationsgeschichte grundsätzlich nicht zur Pressegeschichtsschreibung einschränken möchte, gibt es einige Gründe, in diesem Aufsatz namentlich die Pressegeschichte hervorzuheben.

Zwar wird nämlich seit Mitte der achtziger Jahre auch in den Niederlanden Rundfunkgeschichtsschreibung nicht mehr (fast) ausschließlich als Geschichte der einzelnen Rundfunkorganisationen unter Berücksichtigung der technischen, gesellschaftlichen und gesetzlichen Entwicklungen und Strukturen betrachtet, die Buchveröffentlichungen als schönen Früchte dieses Paradigmenwechsels lassen dennoch auf sich warten.¹ In

der Fußspur der frühen Befürworter einer Programmgeschichte, zum Beispiel in dem Studienkreis für Rundfunk und Geschichte mit Winfried B. Lerg als Fahnenträger, betonen niederländische rundfunkhistorisch arbeitende Forscher inzwischen ebenso die Notwendigkeit, Ernst zu machen mit dem Studium der vernachlässigten Programme in ihren unterschiedlichen Gattungen für Hörfunk und Fernsehen. Gleichzeitig mangelt es aber oft an Zugangsmöglichkeiten zu den dafür notwendigen Quellen, obwohl sich allmählich eine Besserung der Lage am Horizont abzeichnet - wenn die Tondokumente und Filme nicht bereits überhaupt verschwunden sind.

Erst seit Ende der achtziger Jahre werden die nicht an Papier als Informationsträger gebundenen auditiven, die visuellen und die audiovisuellen Quellen mittels Sofortprogrammen aufgearbeitet.² Namentlich aus Magisterarbeiten hervorgegangene Aufsätze zeigen, daß die Fixierung auf (einzelne) Kommunikatorinstitutionen und Kommunikatorpersonen allmählich überwunden wird. Seit drei Jahren erscheint ein Medienjahrbuch als geeignete Veröffentlichungsmöglichkeit für diese überarbeiteten und zusammengefaßten studentischen Arbeiten, sowie für Beiträge erfahrener Publizisten.³ Zwar wird gefürchtet, daß das zur Verfügung stehende Quellenmaterial aus dem Rundfunk- und dem Filmbereich immer unbefriedigend knapp bleiben werde, aber diese Beschränkung gilt eigentlich ebenso für die Pressegeschichte. Für Rundfunkgeschichte gibt es Erwartungen in Bezug auf Programmgeschichtsschreibung, wenn 1994 Rundfunk in den Niederlanden sein 75-jähriges Bestehen feiern wird. Als wichtigster Grund der Einschränkung dieses Beitrages möchte gelten, daß gerade die Leistungen oder das Fehlen der Pressegeschichte in den Niederlanden in letzter Zeit öffentlich diskutiert wurde.

Das öffentliche Interesse an einem universitären Fachgebiet anläßlich einiger Medienrulpser ist meistens nicht ohne Risiken. In den beiden rezenten niederländischen Fällen brachte es am Ende zum Glück überwiegend Positives. Forschung und Lehre im Be-

le handelt: J. (Jos) van der Burg und J. (Hans) H.J. van den Heuvel: *Film en overheidsbeleid. Van censuur naar zelfregulering*. 's-Gravenhage 1991. Eine besonders wertvolle deutschsprachige Münsteraner Dissertation ist: Michael Crone: *Hilversum unter dem Hakenkreuz. Die Rundfunkpolitik der Nationalsozialisten in den besetzten Niederlanden 1940-1945*. München 1983.

² Vgl. Joan Hemels: *Das audiovisuelle Kulturerbe als Forschungsgebiet der Kommunikationsgeschichte in den Niederlanden*. In: Siegfried Quandt unter Mitarbeit von Peter Fischer und Horst Schichtel (Hrsg.): *Fachjournalismus im Gespräch. Texte des Zentrums für fachjournalistische Studien an der Justus-Liebig-Universität Gießen*, 7/1991, 71-98.

³ Das erste *Jaarboek Mediageschiedenis* erschien September 1989. Dieses erste und das zweite Jahrbuch beschränken sich noch auf audiovisuelle Medien. Im dritten 1991 erschienenen Band wird auch die Pressegeschichte berücksichtigt. Die ursprüngliche Vernachlässigung der Printmedien kann erklärt werden mit der audiovisuell, besonders filmhistorisch geprägten Vorgeschichte der „Stiftung Mediageschiedenis“ (Stichting Mediageschiedenis) Amsterdam“, die beim ersten Band Mitherausgeber war und nunmehr alleiniger Herausgeber ist.

¹ Als rundfunkhistorische Studien, die mehr oder weniger programmgeschichtlich interessante Abschnitte bieten oder der Programmzensur gewidmet sind, erschienen in den achtziger Jahren einige Veröffentlichungen; es handelt sich dabei um Jubiläumsbücher der katholischen Rundfunkorganisation KRO und der freisinnig-protestantischen, seit 1968 liberal-avantgardistischen Rundfunkorganisation VPRO, wie um eine Dissertation über Zensur in bezug auf Hörfunkprogramme bis zum Anfang des Zweiten Weltkriegs: A. (Adriaan) F. Manning: *Zestig jaar KRO. Uit de geschiedenis van een omroep*. Baam 1985; J. (Hans) H.J. van den Heuvel u.a.: *Een vrij zinnige verhouding. De VPRO en Nederland 1926-1986*. Baam 1986; Huub Wijfjes: *Radio onder restrictie. Overheidsbemoeiing met radioprogramma's 1919-1941*. Amsterdam 1988. Über Filmzensur und freiwillige Selbstkontrol-

reich der Kommunikations- und Pressegeschichte wurden in Zeitungen und Zeitschriften als wichtig für die Praxis der Journalistik, für die Ausbildung der zukünftigen Journalisten und - last but not least - für die Wissenschaft anerkannt.⁴ Bei „Wissenschaft“ darf man selbstverständlich nicht ausschließlich an Kommunikationswissenschaft denken. Die Geschichtswissenschaft kommt im Prinzip auch in Betracht, obwohl die Weiterentwicklung medienhistorischer Lehre und Forschung im Rahmen der historischen Studienrichtungen in den Niederlanden sehr stark von der Vorliebe einzelner Dozenten und dadurch von zufälligen Umständen abhängig bleibt. Am produktivsten zeigen sich Historiker in gewohnter Weise als Betreuer verschiedener pressehistorischer Dissertationen.

Brachten die Debatten über die historische Kommunikationsforschung vor allem Gewinn, ist leider auch ein Verlust vorzumerken: Die Kommunikationswissenschaft der Universität Amsterdam wird nämlich am Anfang des Studienjahrs 1993/1994 die seit 1985 für die Niederlande einzigartige Spezialisierung Kommunikationsgeschichte verlieren. Der Gedanke, daß Kommunikationswissenschaft bald auch in Amsterdam (fast) a-historisch studiert werden kann, also ohne der historischen Dimension der Humankommunikation und der Medien ausreichend Rechnung zu tragen, stimmt zum Nachdenken. Inhaltlich wird das Amsterdamer Studium dadurch in puncto Eindimensionalität zwar mehr mit dem schon immer a-historischen Studium der Katholischen Universität Nijmegen in Einklang kommen, im Vergleich zu ausländischen Varianten der Studienrichtung Kommunikationswissenschaft scheint mir diese Verdrängung der Kommunikationsgeschichte an den Rand des Faches und des Fachgebietes aber eher ein Fehlgriff.

Es bleibt jedoch, auch Positives zu melden. Zweifelsohne unter anderem dank der vielen Presseveröffentlichungen bleibt der 1987 unter Verantwortung der Fakultät eingerichtete freie Studiengang Kommunikationsgeschichte in der Fakultät der Politischen und Sozialkulturellen Wissenschaften der Universität Amsterdam als alternative Studienmöglichkeit für Studenten mit einem Propädeutikum aller Fakultäten erhalten. De facto bekommen die Studenten dieses fakultären Studiengangs die meisten Lehrveranstaltungen, inklusive der mindestens zwei kommunikationshistorischen Seminare, weiterhin im Rahmen der Studienrichtung Kommunikationswissenschaft angeboten. Im Gegensatz zu Studenten der kommunikationshistorischen Spezialisierung innerhalb der Studienrichtung Kommunikationsgeschichte studieren die Kommilitoninnen und Kommilitonen des freien

Studiengangs Kommunikationsgeschichte statt Methoden der sozialwissenschaftlichen Forschung die für die Kommunikationsgeschichte relevanten Methoden als Pflichtfach.

III.

Der vielleicht bekannteste „Kolumnen“-Lieferant der Niederlande, der Journalist Jan Blokker, bekam 1991 eine Stiftungsprofessur für Pressegeschichte, insbesondere die Geschichte der Pressefreiheit, an der Erasmus Universität Rotterdam. Blokker (geb. 1927) entwickelte sich seit 1951 zu einem vielseitigen Journalisten. Seine Studien Niederländisch und Geschichte brach er vorzeitig ab, aber neu erschienene historische Studien behandelt er souverän jeden Stamstag in einer Rubrik in *de Volkskrant* (Amsterdam). In dieser überregionalen fortschrittlichen Tageszeitung veröffentlicht er auch dreimal pro Woche seine Glossen zu Tagesthemen. Seine historischen Kenntnisse zeigen sich auch in dem Fernsehprogramm „Diogenes“ der progressiven Rundfunkorganisation VPRO. Dieses Auslandsmagazin mit außerordentlich gründlich vorbereiteten, an Ort und Stelle gemachten Dokumentaraufnahmen wird am Sonntagabend besonders von Intellektuellen genau verfolgt. Außerdem schrieb der aktive Blokker einige Drehbücher für Filme.

Als Mitherausgeber war er 1984 beteiligt an einer pressehistorischen Jubiläumsausgabe des hundertjährigen niederländischen Journalistenvereins. Die Beiträge in diesem Sammelband haben als Verdienst, daß systematisch versucht wird, die Leistungen der Journalisten, die sich im redaktionellen Teil der Zeitungen niederschlagen, als Forschungsobjekt zu wählen. Manchmal führt diese Annäherung jedoch auch zu Spekulationen und Anekdoten, die kaum zu überprüfen sind. Nicht die Verleger, die Zeitungsverlage, die Eigentumsverhältnisse und/oder die wirtschaftliche Entwicklung des Zeitungsunternehmens, sondern die Arbeit einzelner Redaktionen und Journalisten möchten die Herausgeber vorrangig behandelt sehen. Die 29 Autoren, die einen Beitrag beisteuerten, waren noch als Journalist tätig oder hatten ihren beruflichen Werdegang als Journalist angefangen.⁵ Seit dem Erscheinen dieses Buches betonte Blokker wiederholt, wie wichtig es wäre, endlich mal *Geschichte der Journalistik* zu schreiben. Sein zweites kommunikationshistorisches Buch, 1989 anläßlich des hundertjährigen Bestehens eines Großverlages herausgekommen, hat jedoch eher einen kulturhistorischen Einfallswinkel.⁶ Mit seiner Geschichte der Bücherwoche als Mittel zur Promotion des Buches und des Lesens seit 1930 veröffentlichte Blokker 1990 noch eine Studie.

⁴ Diese Schlußfolgerungen kann man jedenfalls zwei größeren Zeitungsveröffentlichungen entnehmen, nämlich: Victor Deconinck: *Het verleden heeft geen toekomst meer. (Die Vergangenheit hat keine Zukunft mehr)*. In: *Algemeen Dagblad*, 30. November 1991, 3; Paul Arnoldussen: *Hoogleraar voelt zich aan de kant gezet. (Universitätsprofessor fühlt sich zur Seite geschoben)*. In: *Het Parool*, 14. Januar 1992, 2.

⁵ Martin van Amerongen, Jan Blokker und Herman van Run (Hrsg.): *Luizen in de pels. 100 Jaar journalistiek in Nederland*. Amsterdam 1984.

⁶ Jan Blokker: *De wond'ren werden woord en dreven verder. Honderd jaar informatie in Nederland 1889-1989*. Deventer/Amsterdam 1989.

Bei seinen vielen und tatsächlich vielseitigen Aktivitäten verdankt Blokker seine Bekanntheit vor allem seinen schlagkräftigen Kurzartikeln, die er schon seit vielen Jahren als „columns“ (Kolumnen) in *de Volkskrant* veröffentlicht. Gerade auch Sozialwissenschaftler und Kommunikationswissenschaftler werden in diesen aktuellen, „durchkonstruierten Kapitelchen verschiedener Themen“⁷ mit Nachdruck kritisiert. In bestimmten akademischen Kreisen machte sich Blokker dadurch nicht beliebt. Diese Tatsache könnte einige Reaktionen anlässlich seiner Ernennung erklären.

Die Fakultät der Geschichts- und Kunstwissenschaften der Erasmus Universität Rotterdam kennt seit 1989 eine Stiftungsprofessur für Pressegeschichte, insbesondere die Pressefreiheit. Dieser Wechsellehrstuhl wird getragen von der „Maarten Rooij-Stiftung“, gegründet von der Chefredaktion der in Rotterdam erscheinenden überregionalen, als „quality newspaper“ bezeichneten Zeitung *NRC Handelsblad*. Absicht der Stiftung ist es, Person und Wirken von Maarten Rooij in Ehren zu halten. Die Erasmus Universität Rotterdam kam nicht nur in Frage, weil Rooij in dieser Stadt geboren wurde und dort das *NRC Handelsblad* noch immer erscheint - *NRC Handelsblad* ist als Fortsetzung der beiden 1970 zusammengelegten überregionalen liberalen Tageszeitungen *NRC* (Rotterdam) und *Algemeen Handelsblad* (Amsterdam) zu betrachten. Es gibt einen anderen Grund. An der Rotterdamer Universität gründeten die überregionalen Tageszeitungen *NRC Handelsblad*, *de Volkskrant* und *De Telegraaf* (Amsterdam) mit Unterstützung der Stadt Rotterdam 1990 nämlich ein Aufbaustudium der Journalistik für ausgewählte Akademikerinnen und Akademiker verschiedener universitärer Herkunft. Rooij bemühte sich in seinem Leben als Journalist und als Wissenschaftler unter anderem mit Erfolg für die Gründung der ersten Hochschule für Journalistik in den Niederlanden, die 1966 in Utrecht eröffnet wurde. Inzwischen gibt es vier dieser Ausbildungsstätten.

Maarten Rooij (1906-1986) kam nach dem Jurastudium, nach einer Tätigkeit als Anwalt und als Lehrer für Verfassungsrecht im Jahre 1932 zum Journalismus. Sein langjähriger publizistischer Weg, unterbrochen während des Zweiten Weltkrieges, begann und endete in der Redaktion des *Nieuwe Rotterdamsche Courant* (*NRC*), damals eine einflussreiche rechtsliberale Tageszeitung in den Niederlanden. Mit 30 Jahren, 1936, wurde er zum stellvertretenden Chefredakteur des *NRC* ernannt. Als der *NRC* 1945, anfangs als *Nationale Rotterdamsche Courant*, wieder ohne Druck der deutschen Besatzungsverwaltung erschien, konnte Rooij die Chefredaktion übernehmen. Zugleich engagierte er sich wieder für die berufliche Organisation der niederländischen Journalisten. Mit einer umfangreichen sozialwirtschaftlichen Untersuchung promovierte er 1956.

Diese Arbeit wurde zu einem Standardwerk über die wirtschaftlichen und publizistischen Grundlagen der niederländischen Presse, wie Winfried B. Lerg 1986 mit Recht in seinem Nachruf auf Rooij feststellte.⁸

Anfang 1958 wurde Rooij zum ordentlichen Professor für die Lehre von den Kommunikationsmitteln insbesondere der Presse ernannt. Rooij trat also die Nachfolge von Kurt Baschwitz (1886-1968) an, ohne dessen massenpsychologische und kommunikationshistorische Lehraufgaben zu übernehmen. Für die Geschichte der Presse, Propaganda und Öffentlichen Meinung wurde Dr. Maarten Schneider zu einer (ehrenamtlichen) Privatdozentur zugelassen (Antrittsvorlesung am 8. Dezember 1959). Am 1. September 1965 bekam Schneider während eines Tags pro Woche eine (bezahlte) Dozentur mit Lehrauftrag für das erwähnte, von Baschwitz seit 1935 geprägte Fachgebiet. Nicht nur für das Studium der Psychologie des kollektiven Verhaltens (Massenpsychologie) und für die Pressewissenschaft, sondern vor allem für die frühe Entwicklung der Kommunikationsgeschichtsschreibung in den Niederlanden war der 1933 aus Deutschland vertriebene Publizist und Gelehrte Kurt Baschwitz Wegbereiter.⁹ Sein Name und Ruf hätte eigentlich schon mit einem Sonderlehrstuhl an der Universität Amsterdam verbunden sein sollen. Hier liegt bestimmt eine Aufgabe für die nächste Zukunft.

IV.

Als erster wurde Hermann W.M. van Run 1989 auf den Rotterdamer Rooij-Lehrstuhl berufen. Er war nach seinem Jurastudium (freier Studiengang) an der Katholischen Universität Nijmegen unter anderem Chefredakteur der regionalen Tageszeitung *Nieuwe Haarlemse Courant* und später der überregionalen Tageszeitung *De Tijd* (beide katholische Zeitungen gehören zur Pressegeschichte). Auch gehörte er einige Jahre zur Direktion der Hochschule für Journalistik in Utrecht. Seine Stiftungsprofessur wurde ein Erfolg, obwohl bei einer Dauer von zwei Jahren und einer Arbeitszeit von ein oder zwei Tagen pro Woche eigentlich nur das Lehrangebot gesichert werden konnte und die Forschungsarbeit beschränkt blieb auf die Vorbereitung der Antrittsvorlesung.

Die bei Universitätsernennungen übliche knappe Presseberichterstattung bekam im anspruchsvollen *NRC Handelsblad* eine Fortsetzung, als Blokker nach zwei Jahren als Nachfolger von Herman van Run ernannt wurde. Am 12. Oktober 1991 druckte *NRC Han-*

⁸ Winfried B. Lerg: *Maarten Rooij 1906-1986*. In: *Publizistik*, 1+2/1986, 171-172, hier: 171.

⁹ Vgl. Dieter Anschlag: *Wegbereiter im Exil. Kurt Baschwitz: Journalist und Zeitungswissenschaftler*. Mit einem Vorwort von Joan Hemels (= Reihe „Exkurse“ (*Journal für Publizistik Kommunikation*, Nr. 4.) Münster/Westf. 1990; Joan Hemels: *Henk Prakte und die Entwicklung der Kommunikationsforschung in den Niederlanden. Ein Glückwunsch zur Vollendung seines 90. Lebensjahres*. In: *Publizistik*, 2/1990, 147 - 161.

⁷ Charakterisierung für kurze Glossen als „geknappte Kurzartikel“ in Emil Dovifat: *Zeitungstheorie I. Theoretische und rechtliche Grundlagen, Nachricht und Meinung, Sprache und Form*. 6., neubearbeitete Auflage von Jürgen Wilke. Berlin/New York 1976, 180.

delsblad in der Samstagsausgabe auf einer ganzen Seite (im nordischen Großformat) ein Interview mit dem neuen Professor ab.¹⁰ Die Überschrift *Das Niveau des niederländischen Journalisten ist zu niedrig* könnte ohne weiteres auch als „Das Niveau der niederländischen Pressegeschichtsschreibung ist zu niedrig“ gelesen werden.

Blokker kritisierte ohne Verständnis für die praktischen Forschungsprobleme die Ergebnisse der pressehistorischen Untersuchungen in den Niederlanden. Einige Zitate mögen seine Gedanken und Auffassungen erläutern. Nachdem Blokker betont hat, daß die niederländische Geschichtsschreibung der Presse nichts eingetragen hat, was vielleicht Relevanz für den heutigen Tag bringt, stellt er fest:

Es wurden in den Niederlanden keine großen Bücher über Journalistik geschrieben. Zwar sind Aufsätze und Meinungen, oder Jubiläumsausgaben vorhanden, wie zum Beispiel die Studie von Hemels über *de Volkskrant*¹¹, aber diese Arbeiten sind eher unter Politologie und Soziologie statt Pressegeschichte einzuordnen. Es wurden eigentlich keine echten Studien veröffentlicht, mit einer Ausnahme für die rein juristisch-ethische Aspekte des Faches. Dasselbe gilt übrigens für Fernsehen - zu meinem großen Bedauern - und für das Buchwesen. Es sind doch alle Mittel der Kulturübertragung und deshalb zur Forschungsarbeit lohnenswert.

Bücher im 1990 neu eingerichteten und seitdem staatlich subventionierten niederländischen Pressemuseum (Amsterdam)¹² oder in der Universitätsbibliothek der Universität Amsterdam gehören, so meint Blokker, vor allem zur Kategorie

offizielle Veröffentlichungen, also fast immer Gedenkbücher, geschrieben von fast immer einem um den Bart gehenden Autor, meistens einem kleinen Redakteur der ein Jahr beurlaubt wurde und es nicht einfallen würde, den Schleier zu lüften, wie der Chefredakteur schwindelte oder welche Interessengruppen auf die Blattlinie einwirkten.

Blokker plädiert für Geschichtsschreibung in bezug auf den Inhalt der Zeitung, für biographische Studien über Chefredakteure des Persönlichkeitsjournalismus, Themen wie das Primat der Nachrichten, das Hören beider Parteien, das Phänomen der Kollektivirrtümer, Objektivität und die Wirkung der Zeitungsinhalte. Er weist nicht nur auf die Rolle der Pressehistoriker, sondern auch auf die der Journalisten hin, obwohl er seine Kollegen gleichzeitig rügt und sie einer Art Geringschätzung für die akademischen Studien verdächtigt.

Seine weiteren Vorschläge für Forschungsthemen beziehen sich auf Aufarbeitung der gesellschaftlichen Verknüpfungen zwischen Presse, Gewerkschaften, politischen Parteien, des Mechanismus der freiwilligen

Selbstkontrolle in den Redaktionen, die Rolle der Meinungsführer und deren Einfluß auf die Journalistik.

Obwohl Blokker fest davon überzeugt ist, daß noch viele Quellen unbenutzt sind, einfach indem man diese noch nicht gefunden hat, könnte seiner Meinung nach die *oral history*-Methode Auskunft bieten. Wenn er jedoch die Protokolle der Redaktionssitzungen als Quellen hervorhebt, fragt man sich, seit wann und bei welchen Zeitungen überhaupt die Redaktionssitzungen protokolliert wurden. Um die riesige Sucharbeit und Vorarbeit des Quellenmaterials zu bewältigen, empfiehlt Blokker den Professoren seinem Beispiel zu folgen: Einsatz der Studenten als „kleine Sklaven“.

Immerhin zeigt sich Blokker von presseschichtlichen Themen mehr begeistert als von den „üblichen kommunikationswissenschaftlichen studentischen Arbeiten“. In diesem Zusammenhang macht er die Zwischenbemerkung:

Ich finde das alles (die Pressegeschichtsschreibung der von ihm vorgeschlagenen Themen - Anm. d. Verf.) interessanter als die 20.000 Arbeiten die pro Tag geschrieben werden über Massenkommunikation, zum Beispiel über Gewalt im Fernsehen. Das ist so ein sonderbares Fach mit vielen allgemeinen Komplikationen, muß man ja wissen, davon lernen wir nichts.

Eine Woche später, in der Samstagsausgabe vom 19. Oktober 1991 veröffentlichte *NRC Handelsblad* eine ausführliche Reaktion von Marten Brouwer, Professor für politische Psychologie an der Universität Amsterdam. Bis Mitte 1991 war Brouwer noch tätig im Fachbereich der Kommunikationswissenschaft mit dem Lehrauftrag Massenpsychologie (Psychologie des kollektiven Verhaltens) und in dieser Qualität war ihm auch ein Teil des Erbes von Kurt Baschwitz anvertraut. Unter der Überschrift *National-Clown wird Professor für Pressegeschichte* verurteilte Brouwer die mißbilligenden Urteile und Aussagen des neuen Stiftungsprofessors in bezug auf das von ihm zu bearbeitende Fachgebiet. Brouwer verweist namentlich auf die Pioniersrolle von Baschwitz und zeigt, wie seine Arbeit bis heute fortgesetzt wurde, auch an der Universität Amsterdam. Die Historiographie der niederländischen Pressegeschichte ist, laut Brouwer, für Blokker „terra incognita“.

Dieser Behauptung muß man zustimmen. Gerade in den letzten Jahren erschienen wissenschaftliche Veröffentlichungen im Bereich der Pressegeschichte, meistens als Dissertationen, die zwar von Blokker nicht erwähnt wurden und angeblich vernachlässigt wurden, aber seinen Kriterien nach die Note 'sehr gut', 'gut', 'befriedigend' oder 'ausreichend' verdienen. Außerdem braucht man die Trennung zwischen der in den letzten Jahren in den Niederlanden von Historikern wiederholt kritisierten, sogenannten „institutionellen Pressegeschichtsschreibung“ einerseits und der erwünschten Geschichtsschreibung der Journalistik andererseits nicht so ernst zu nehmen. Was es im Bereich der Rundfunkgeschichte schon länger spielte, nämlich das gemeinte oder modische, aber jedenfalls sehr einseitige Betonen der Programmgeschichte, wirkte inzwischen ansteckend auf die Beurteilung der presseschichtlichen Leistungen in den Niederlanden.

¹⁰ Wout Woltz: *Het niveau van de Nederlandse journalist is te laag*. (Das Niveau der niederländischen Journalisten ist zu niedrig). In: *NRC Handelsblad*, 12. Oktober 1991, 3.

¹¹ Joan Hemels: *De emancipatie van een dagblad. Geschiedenis van de Volkskrant*. Baam 1981.

¹² Das niederländische Pressemuseum ist einerseits Archiv für das presseschichtliche Kulturerbe und stellt andererseits einige Ausstellungen pro Jahr zusammen; es verfügt jedoch nicht über eine Dauerausstellung mit zum Beispiel Objekten aus dem Bereich der redaktionellen und technischen Herstellung der Zeitung. Anschrift: „Stichting Het Nederlands Persmuseum“, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam.

Erstens: Die Veröffentlichungen von Kurt Baschwitz, Marten Schneider und Hendrik Jan Scheffer - Eigenlob und/oder Selbstkritik des Verfassers dieses Aufsatzes kommen hier nicht in Frage - beziehen sich nicht nur auf die Geschichte der Presseorgane als Unternehmen und derartige Struktur- und Organisationsfragen; der Inhalt des redaktionellen und sogar des kommerziellen Teils (mit den Anzeigen) der Zeitung werden mehr oder weniger berücksichtigt. Nur ist es fast unmöglich, den ganzen Inhalt einer Zeitung über zum Beispiel ein halbes Jahrhundert zu erfassen und zugleich die ganze Unternehmensgeschichte befriedigend aufzuarbeiten. Für Baschwitz galt sogar die Aussage: „Das wichtigste an der Zeitung sind die Leser“ als Richtschnur.

Zweitens: Winfried B. Lerg zeigte schon 1987 den Ausweg aus dem falschen Entweder-oder-Denken, nur lesen leider auch die Wissenschaftler in den Niederlanden immer seltener Deutsch. Kommunikationsgeschichte ist, laut Lerg vor fünf Jahren in dieser Zeitschrift,

ein Moment der Sozialgeschichte. Dem Strukturpostulat der Sozialgeschichtsschreibung vermag die Kommunikationsgeschichtsschreibung mit einem Elementarkonzept zu entsprechen, mit der publizistischen Struktur Kommunikator, Kommunikat, Rezipient.

Das Strukturdenken sei in der publizistischen Historiographie schon seit langem geläufig - bisweilen schon allzu geläufig. Lerg dazu:

Denn immer wieder kommt es zur Fixierung auf einzelne Strukturelemente, beispielsweise auf bestimmte *Kommunikatorpersonen* („Publizisten“) oder *Kommunikatorinstitutionen* („Medien“), auf bestimmte *Kommunikate* (Presse-, Film-, Rundfunkformen und -inhalte), auf bestimmte *Rezipientenschaften* (Publica von Einzelmedien oder Einzelkommunikaten).

„Bei solchen Fixierungen“, so warnt Lerg,

gerät notwendigerweise die erkenntnistheoretische Begründung jener publizistischen Struktur aus dem Blick: das Prozeß-Schema. Gleichwohl ist der Strukturzusammenhang nur auf dem theoretischen Hintergrund des Kommunikationsprozesses zu begreifen.¹³

In einem Anfang 1992 erschienenen Interview im *Historisch Nieuwsblad* bestätigt Blokker ohne weiteres die Bedeutung der primär strukturell/institutionell ausgerichteten pressehistorischen Studien. Sie sind seiner (korrigierten) Meinung nach, eine Voraussetzung für primär inhaltlich orientierte Forschungsarbeit.¹⁴ Und er lernt wahrscheinlich noch jeden Tag, seine Behauptungen zu differenzieren und zu schattieren. Denn in dem (gekürzten) Text seiner am 5. März 1991 gehaltenen Antrittsvorlesung kann man lesen, wie er drei „ziemlich

vitale Elemente“ innerhalb des Zeitungsunternehmens unterscheidet, nämlich das Unternehmen, die Redaktion und die Leser.

In bezug auf den Unternehmer stellt Blokker friedlich fest: „Der niederländische Journalist war nie einer rücksichtslosen Jagd auf Lesergunst unterworfen.“ Die Zeitungsredaktion wird charakterisiert als Brutstätte und Treibhaus der gegenseitigen Beeinflussung und als ein am wenigsten untersuchtes und am schwierigsten zu untersuchendes Teilgebiet der Pressegeschichte. Mit Verständnis fügt Blokker hinzu, daß vieles nicht schriftlich festgelegt wurde und sich deshalb verflüchtigte. Dann und wann, laut Blokker, werden in Jubiläumsbüchern, Jubiläumsausgaben der Zeitungen und persönlichen Erinnerungen zwar Zipfel der Schleier aufgehoben, aber man muß fürchten, daß darin zuviele Sentimente mitspielen, denen der Historiker mißtrauisch gegenüberstehen müsse. Das dritte Element - den Leser nennt er in seiner Antrittsvorlesung das vielleicht am meisten rätselhafte. Seine Versuche, eine Erklärung zu finden, scheitern.¹⁵ Was bleibt ist eine hervorragende kulturkritische Analyse des Freiraums für Journalismus und Journalisten im letzten Jahrhundert.

V.

Seit Mitte der achtziger Jahre erschienen Studien einer neuen Generation von Wissenschaftlern, die sich zwar nicht als „Pressehistoriker“ etablierten, dennoch aber als Politologen oder Historiker ein Meisterwerk auf dem Gebiet der Pressegeschichtsschreibung vollendet haben. Jan Wieten widmete 1986 zwei kleineren evangelischen, aber im Rahmen der Entwicklung der niederländischen Gesellschaft im letzten Jahrhundert außerordentlich interessanten Zeitungen eine Dissertation, verteidigt an der Universität Amsterdam.¹⁶ Ich nenne weiters die deutschsprachige, aber an einer niederländischen Universität, nämlich an der Freien (d.h. evangelischen) Universität Amsterdam verteidigte Dissertation von Paul Stoop über die Beziehungen zwischen der niederländischen Presse und Nazi-Deutschland.¹⁷ Die niederländische Presse während der dreißiger Jahre und die Haltung einiger Tageszeitungen dem Nationalsozialismus gegenüber ist ebenso das Thema einer Dissertation an der Reichsuniversität Leiden.¹⁸ Ebenso in Leiden wurde eine Dissertation über

¹³ Winfried B. Lerg: *Film: Quelle, Zeugnis, Dokument*. In: *Medien & Zeit*, 3/1987, 24-31, hier 24.

¹⁴ Gerard Borst Mirjam Prenger: *In de loopgraven van persgeschiedenis*. In: *Historisch Nieuwsblad*, 1/1992, 6-11. „In den Schützengräben der Pressegeschichte“ ließ die Redaktion dieses neuen Nachrichtenmagazins für Historiker und in der Geschichtsschreibung Interessierte Jan Blokker, den Wissenschaftler Frank van Vrec, den Journalisten und über Pressegeschichte veröffentlichenden Publizisten Gerard Mulder und Joan Hemels miteinander diskutieren über Stand, Probleme und Perspektiven der Pressegeschichte in den Niederlanden.

¹⁵ Jan Blokker: *Journalist tussen kroon en mestvork*. In: *NRC Handelsblad*, 5. März 1992, 8. In einem Interview mit Frank van Zijl (*Het Belang van het fait divers*. In: *de Volkskrant*, 7. März 1992, Beilage *Het Vervolg*, 3 und 11) betont Blokker jedoch wieder, wieviele Kenntnisse über *oral history* gesammelt werden könnten.

¹⁶ Jan Wieten: *Dagblad en doorbraak. De Nederlander en De Nieuwe Nederlander*. Kampen 1986.

¹⁷ Paul Stoop: *Niederländische Presse unter Druck. Deutsche auswärtige Pressepolitik und die Niederlande 1933-1940*. München 1987.

¹⁸ Frank van Vrec: *De Nederlandse pers en Duitsland, 1930-1939. Een studie over de vorming van de publieke opinie*. Groningen 1989.

die Presse der Altverleger während der deutschen Besetzung in den Niederlanden verteidigt.¹⁹

Die Diskussion über Mediengeschichte oder Kommunikationsgeschichte wurde in den Niederlanden kaum geführt. Dennoch zeichnet sich eine Entwicklung ab von „Pressegeschichte“ hin zur „Mediengeschichte“. Bei Medien wird jedoch mehr an die Medien Rundfunk und Film, eventuell auch an das Foto, als an die Pressemedien gedacht. Unter den Auspizien des Sozialwissenschaftlichen Rates der Königlichen Niederländischen Akademie der Wissenschaften, arbeitete zwischen 1978 und 1989 mit Erfolg ein Ausschuß zur Förderung der pressehistorischen Forschung. Diese Kommission wurde 1989 umgewandelt in einen Ausschuß zur Förderung der medienhistorischen Forschung. Nicht nur die Pressehistoriker, sondern auch Rundfunk-, Film- und Fotohistoriker aus dem akademischen und dem freiberuflichen Bereich sind in dem neuen Beratungs- und Kooperationsorgan vertreten.

Seit der Erweiterung der Wirkungssphäre und des Arbeitsfeldes bemüht sich die Kommission vor allem, die Erschließung und die Verfügbarkeit des historischen audiovisuellen Materials in den verschiedenen Sammelstellen und Archiven zu beschleunigen beziehungsweise zu verbessern. Die Kommission gibt dieser Aufgabe Priorität, indem sie in diesem Bereich einen Nachholbedarf sieht und einige Entscheidungen organisatorischer Art vor der Tür stehen: So wird zum Beispiel gerade die Gründung eines Nationalarchivs für audiovisuelle Quellen debattiert. Pressehistorische Themen standen dadurch auch in den letzten Jahren weniger prominent und frequent auf der Tagesordnung.

Als größte Errungenschaft der alten pressehistorischen Kommission wird die mühsame Herstellung eines Standortkatalogs der niederländischen Tageszeitungen, Nachrichtenblätter und Wochenblätter mit einem allgemeinen redaktionellen Inhalt betrachtet. Obwohl das 1989 veröffentlichte Endprodukt in zwei

Bänden (Großformat, insgesamt 750 Seiten) nicht so vollständig ist, wie manche Kritiker sich das wünschen, bleibt es jedoch ein großer Vorteil, daß die Niederlande endlich und zum ersten Mal in ihrer Bibliotheksgeschichte über einen Standortkatalog des Zeitungsbesitzes der meisten öffentlichen Fundorte und einiger Privatsammlungen verfügen.²⁰ Außerdem werden Ergänzungen und Korrekturen weiterhin in der Königlichen Bibliothek in Den Haag durchgeführt, nicht länger als eine Sonderaufgabe die aus einer Spezialsubvention finanziert wird, sondern im Rahmen der normalen Aufgaben dieser Nationalbibliothek: Dort können sich Benutzer der Zeitungen mittels des EDV-Katalogs immer über den neuesten Stand erkundigen.

Fortschritt ist immer relativ. Als 1977 *Presse und Geschichte I* mit einem Beitrag über Stand und Probleme der historischen Presseforschung in den Niederlanden²¹ erschien, habe ich nicht ahnen können, wie viele damals von mir geäußerte Wünsche innerhalb von fünfzehn Jahren schon realisiert sein würden. Um nebst dem Erscheinen des Standortkatalogs noch ein Beispiel zu nennen: 1979 erschien die einzige Übersicht der niederländischen Presse²² in vierter Auflage und 1992 wird die fünfte erweiterte und völlig revidierte Ausgabe erscheinen.

Blokker wird während seiner Professur bestimmt weiterhin zur Weiterentwicklung der Kommunikationsgeschichte im allgemeinen und zur Pressegeschichte insbesondere beitragen. Jedenfalls lud er durch seine Berufung schon zum Nachdenken über das Fach in den Niederlanden ein. Darin liegt zweifelsohne ein größeres Verdienst als in dem letzten Endes zum Scheitern verurteilten Versuch der a- und anti-historischen Kommunikationswissenschaftler, Geschichtslosigkeit in der postmodernen Gesellschaft zu fördern. Gedächtnisschwund verträgt sich nicht mit Kommunikation, in der auch die Vergangenheit über aktuelle Aussagen der Medien vermittelt werden soll.

¹⁹ René Vos: *Niet voor publicatie. De legale Nederlands pers tijdens de Duitse bezetting*. Amsterdam 1988.

²⁰ Koninklijke Bibliotheek: *Centrale catalogus van dag-, nieuws- en weekbladen van algemene inhoud in Nederland verschenen (CCD)*. 2 Bde. Amsterdam/Lisse 1989. Nach dem Vorwort bietet René Vos den folgenden Überblick der Presse und der pressehistorischen Forschung in den Niederlanden: *Pers en pershistorisch onderzoek in Nederland*. Ebd., x-xvi. Für ausländische Leser wäre empfehlenswert der englischsprachige Sammelband von A.C. Duke und C.A. Tamse (Hrsg.): *Too mighty to be free. Censorship and the press in Britain and the Netherlands*. Zutphen 1987(8).

²¹ Joan Hemels: *Stand und Probleme der historischen Presseforschung in den Niederlanden*. In: *Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung*. München 1977, 227-232.

²² Maarten Schneider in Zusammenarbeit mit Joan Hemels: *De Nederlandse krant. Van 'nieuwstydinghe' tot dagblad*. Baarn 1979.

KNUT HICKETHIER

Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive

Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“

Der mediengeschichtliche Diskurs wird vielschichtiger

Die Debatte über die Kommunikations- beziehungsweise Mediengeschichtsschreibung ist in den letzten Jahren vielstimmiger geworden, die Beiträge sind aus dem nur programmatischen und methodologischen Status herausgetreten, sind materialreicher geworden, auch wenn bis zur Vorlage umfassender kommunikationsgeschichtlicher Darstellungen noch viel Arbeit zu leisten ist. Die Gründe für die Intensivierung des Diskurses sind vielfältig, drei Momente erscheinen mir hervorhebenswert:

1. Vor allem bei den Rundfunkmedien, die noch bis in die achtziger Jahre hinein auch vielen der Programmmitarbeiter als ahistorisch galten, ist die Historizität der Medien offenkundig geworden. Die Etablierung des dualen Systems, mehr aber noch das Ende von auf Endlosigkeit hin angelegten Programmen mit dem Ende der DDR hat die Erfahrung medialer Zäsuren vermittelt, damit auch den eindeutigen Abstand zwischen dem Jetzt und dem einmal Gewesenen. Daß eine gesamte Linie der audiovisuellen Kommunikation, die eben noch aktuelle Gegenwart war, nun ein „abgeschlossenes Sammelgebiet“ der Mediengeschichte darstellt, wie einige meinen, markiert den Schock der Historizität der auf ihre allumfassende Gegenwärtigkeit insistierenden Funkmedien.

2. Das verstärkte Interesse an Kommunikations- und Mediengeschichte vor allem in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen (Literatur-, Theater-, Kunst- und Medienwissenschaft) - nicht zuletzt auch motiviert durch die Suche einer jüngeren Wissenschaftlergeneration nach dem mediengeschichtlichen Rahmen der eigenen kulturellen Sozialisation - hat seinen Ansatz in den sozialwissenschaftlichen Konzepten zur Literatur- und Kunstgeschichte. Es entstand in der Auseinandersetzung damit aber auch Skepsis gegenüber der Tragfähigkeit der aus der Literaturgeschichtsschreibung tradierten Modelle, die aus dem Konzept der Nationalgeschichte entstanden waren.¹ Hier entstand ein Modellbedarf, wie Mediengeschichtsschreibung durchzuführen sei. Denn kann die Literaturgeschichte in breiter

Front auf Kanonbildung, Methodenvielfalt und Einzelstudien zurückgreifen, fehlen diese Ebenen der vorbereitenden Materialbereitstellung weitgehend.

Die Diskussion um die Programmgeschichtsschreibung hat dies deutlich gemacht. Die Diskussionsrunden im Studienkreis Rundfunk und Geschichte 1976 und 1982, die Debatte auf der Wiener DGPK-Tagung „Wege der Kommunikationsgeschichte“ 1986 bildeten Markierungspunkte dieser Debatte, die sich auf den Gegensatz zwischen einem „Baustein“-Verfahren und einem integralen Ansatz zuspitzte. Die Arbeit am Gegenstand, neben vielen Einzelbeiträgen sei hier nur auf das Programmgeschichtsprojekt „Rundfunk in der Weimarer Republik“ des Deutschen Rundfunk-Archivs (DRA) und auf den Sonderforschungsbereich „Bildschirmmedien“ (Siegen/Marburg) verwiesen, hat dabei gezeigt: Der Gegensatz zwischen den zunächst als grundsätzlich konträr erscheinenden Positionen hat sich abgeschliffen, weil einerseits das DRA-Projekt als integraler Ansatz angesichts der Materialfülle ein System von Längs- und Querschnitten sowie von Fallstudien entwickelt hat, in denen zentrale Aspekte der Programmgeschichte zur Darstellung kommen, und sich andererseits der Sonderforschungsbereich Fernsehprogrammgeschichte nicht nur additiv aus Bausteinen zusammensetzt, sondern sich auch integrative Klammern geschaffen hat, Rahmenstrukturen diskutiert und eine Vernetzung der einzelnen Gattungsgeschichten der Programmformen, Ressorts und Sendungsgeschichten betreibt.² Dennoch stehen noch eine Reihe von Problemen zur methodologischen Vorklärung an: Fragen der Darstellung beispielsweise, der historiographischen Narration eines schier unüberschaubar scheinenden Programmflusses, der Beschreibbarkeit mehrdimensionaler Prozesse oder der historiographischen Fundierung systemtheoretischer Medienkonzepte.

3. Schließlich stellte sich eine Herausforderung im engeren Bereich der Mediengeschichtsschreibung: in der historischen Konstruktion. Die lineare Konstruktion medienhistorischer Genese erscheint zunehmend als problematisch. Ist denn das, was eine Fernsehgeschichte in einer Linie von Paul Nipkows „Lochscheiben“-Patent von 1884 am Anfang mit der Konzernmacht der öffentlich-rechtlichen Anstalten in der Bundesrepublik mit ihrem „Umsatz“ von ungefähr 8 Milliarden DM heute an ihrem Ende beispielsweise verbindet, tatsächlich im Sinne einer geschichtlichen Konstruktion einer einheitlichen Mediengeschichte miteinander verbindbar? Oder haben wir es nicht mit ganz anderen als den sich auf diese Weise nur technikgeschichtlich begründbaren Konstruktionen zu tun, die in anderen Vernetzungsformen nur darstellbar sind?

¹ Vgl. dazu Helmut Schanze: *Literaturgeschichte als „Mediengeschichte“?* In: Helmut Kreuzer (Hrsg.): *Literaturwissenschaft - Medienwissenschaft*. Heidelberg 1977.

² Von der gegenwärtig entstehenden, auf fünf Bände angelegten *Geschichte und Ästhetik des bundesdeutschen Fernsehens*, hrsg. von Helmut Kreuzer und Christian Thomsen, einem ersten fernsehprogrammgeschichtlichen Zwischenbericht, sollen 1992 bereits die ersten Bände (Fink Verlag München) erscheinen.

Zusammenhänge denken

Die Selbstverständlichkeiten einer Mediengeschichtsschreibung müssen also neu problematisiert werden. Die Historiographie drängt auf lineare Konstruktionen, weil sie mit der historiografischen Narration korrespondiert. Deshalb sind Brüche, Anfangs- und Endsituationen von besonderem Interesse, weil durch sie Kontinuitäten begründet oder beendet werden, häufig dabei undiskutierte Prämissen sich etablieren. Wieso beispielsweise führt die Entstehung eines Sets von technischen Erfindungen als ein Medium dazu, daß sich das, was dann „Fernsehen“ heißt, ohne größere gesellschaftliche Debatte als Programmfernsehen einrichtet: 1935, mitbedingt durch den politischen Kontext einer NS-beherrschten Öffentlichkeit, aber noch mehr 1948/50/52 bei der Installierung des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, wo ganz andere Öffentlichkeitsstrukturen auch einen breiten gesellschaftlichen Diskurs darüber möglich gemacht hätten?

Kommunikationsgeschichtsschreibung müßte sich hier gerade in der Reflexion solch scheinbarer Selbstverständlichkeiten eine Haltung erstaunten Fragens bewahren, dürfte auch nicht vorschnell durch eine arbeitsökonomisch ja auch verständliche Parzellierung der Geschichte in Organisations-, Technik-, Programm- und Rezeptionsgeschichte das schnelle Akzeptieren vorgeblicher Selbstverständlichkeiten begünstigen. Denn für die organisationsgeschichtliche Darstellung des deutschen Rundfunk ist der Beginn des Fernsehens als Programm gar kein Problem, legten doch der Rundfunkbegriff und die bestehenden Rundfunkanstalten das Verständnis des Fernsehens als Programmfernsehen nahe. Ebenso ist für eine Technikgeschichte des Fernsehens die Genese von Nipkows Lochscheibe (oder anderer technischer Einzelerfindungen, die dann zum Fernsehen führten) bis zur Satellitentechnik problemlos. Doch Kommunikations- und Mediengeschichte kann sich nicht nur als Addition von Teilgeschichten verstehen. Die Notwendigkeit besteht darin, Zusammenhänge in der Geschichte zu denken, die historischen Prozesse auch danach zu sichten, wie die aus der Wechselwirkung einzelner Faktoren resultierenden medienhistorischen Veränderungen zustande kamen.

Kommunikationsgeschichte als Geschichte von Mediendispositiven

Das Erstaunen angesichts der frühen Fernsehentwicklung darüber, wie selbstverständlich damals ein neues Medium zur Form des Programmmediums gefunden hat (denkbar wären ja auch instrumentelle Nutzungsformen gewesen), und über die dort vorgenommenen Weichenstellungen einer Mediengeschichte, legt die Annahme nahe, daß zu dieser Geschichte mehr gehört als nur eine notwendige und auch differenziert zu leistende Darstellung der technischen und organisatorischen Fakten. Wesentlich sind auch die Konzepte, die Vorstellungen, die von einem Medium existieren, bei den Technikern

ebenso wie bei den Programmachern, Politikern, Unternehmern, bei den potentiellen Nutzern.

Wie transformiert sich beispielsweise der Traum von Fern-Sehen, wie ihn noch Robida um die Jahrhundertwende träumte, in einer Programmveranstaltung? Wodurch entscheidet es sich, ob sich ein Konzept eines Programms durchsetzt, das eher dem Prinzip der Kinoveranstaltung verpflichtet ist, oder eines, das den Hörfunkprinzipien folgt? Solche Entscheidungen entstehen doch nicht aus einem voluntaristischen Akt heraus, sondern aus einem Zusammenspiel von Apparate-Anordnung und Zuschauerpositionierung, von Organisationsform der Produktion von Sendungen und ihrer Ausstrahlung, von Erwartungsformulierung und dem Bild, das von einer technischen Erfindung als einem neuen Medium entsteht. Wie sich ein Medium etabliert, wird zwar unter anderem von einzelnen Politikern, Programmverantwortlichen, Technikern entschieden, aber auch sie stehen innerhalb eines Beziehungsgeflechts von Wertsetzungen und Anschauungen, von institutionellen Bedingungen, das sie selbst nur partiell beeinflussen und verändern können. Und das vor allem in seinen technischen, ökonomischen und institutionellen Determinierungen selbst wiederum wirksam wird und die Geschichte des Mediums beeinflusst.

Diesen Zusammenhang in seiner Komplexität zu entfalten, bedarf es eines theoretischen Rahmens, eines Modells. Als brauchbar hat sich dabei der Begriff des Dispositivs erwiesen, weil er die institutionelle, technische, programmliche Entfaltung der Medien im Zusammenhang mit der Entfaltung von Wahrnehmungsstrukturen beschreibbar macht, dabei nicht allein auf die Inhalte der Medienvermittlung schaut, sondern stärker auch auf die Vermittlungsweisen, die Ästhetik der Medien und auf die Medienform, wie sich der „mediale Apparat“ in Bezug setzt zu dem, was sich in der Medienwahrnehmung als „mentale“ Entsprechung herausgebildet hat. Von Michel Foucaults Arbeiten zu den Dispositiven der Macht ausgehend, die diese als Anordnungssysteme von Institutionen, Normen, Gesetzen und gesellschaftlichen Auffassungen beschrieben haben,³ hat sich der Begriff auch innerhalb der kino- und fernsehtheoretischen Diskussion (zum Beispiel Jean-Louis Baudry, Siegfried Zielinski, Joachim Paech) durchgesetzt.⁴

Dieses theoretische Modell fordert gerade seine Benutzung im audiovisuellen Bereich heraus, etwa

³ Vgl. Michel Foucault: *Dispositive der Macht*, Berlin 1978, 119 ff.; ders.: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1971; ders.: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1973.

⁴ Jean-Louis Baudry: *The Apparatus: Metapsychological Approaches to the Impression of Reality in Cinema*. In: Philip Rosen (Hrsg.): *Narrative, Apparatus, Ideology*, New York 1986; Siegfried Zielinski: *Audiovisionen*, Reinbek 1989; Joachim Paech: *Eine Dame verschwindet*. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche*, Frankfurt am Main 1991; Knut Hickethier: *Apparat, Dispositiv, Programm*. In: Ders./Siegfried Zielinski (Hrsg.): *MedienKultur*, Berlin 1992.

wenn Gilles Deleuze die Dimensionen des Dispositivs nicht nur in Machtstruktur, seiner räumlichen Anordnungsdefinition und der Einbeziehung der Subjektivität sieht, sondern es eben auch als „Maschine“ versteht, „um sehen zu machen und sehen zu lassen“ und „um sprechen zu machen und sprechen zu lassen“.⁵ Die Dispositive - und es lassen sich für die einzelnen Medien deren unterschiedliche Strukturen nachvollziehen und gegeneinander absetzen - sind jeweils historisch in ihrer Entwicklung beschreibbar. Insofern ist der Ansatz des Dispositivs keine in sich abgeschlossene Theorie, sondern ein offenes, durch die geschichtliche Beschreibung erst zu konkretisierendes Konstrukt, das dazu herausfordert, es in der Auseinandersetzung mit dem historischen Material zu erproben und weiterzuentwickeln.⁶ Und weil solche Konstruktionen nicht nur auf ein Medium allein sich beziehen, aber auch die medialen Unterschiede nicht verwischen wollen zugunsten einer sich nur allgemein über den Begriff der Kommunikation definierenden Geschichtsschreibung, ist die historische Herausarbeitung der unterschiedlichen medialen Anordnung und ihrer Folgerungen für die mediale Wahrnehmung, für die mentalen Strukturen der Nutzer wichtig.

Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Mediendispositive ist interessiert am Zusammenwirken der ganz unterschiedlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer Kommunikation funktioniert, daran, wie sich diese Dispositive im Nutzungsverhalten, in Erwartungsstrukturen umsetzen, aber auch daran, wie sich innerhalb solcher Dispositive die Subjektive selbst mit ihrer Medienwahrnehmung verhalten. Es geht nicht um eine deterministische Sicht eines Machtzusammenhangs, der als unabänderlich hinzunehmen ist, nicht um eine fatalistisch wirkende Einschätzung von Unveränderbarkeit dieses Machtzusammenhangs, sondern es geht darum, gerade die Mechanismen ihrer Veränderung im historischen Prozeß beschreibbar zu machen.

Das historische Interesse gilt gerade den Wechselbeziehungen, die zu Veränderungen der medialen Konstruktion führen. Beispielsweise welche Folgen haben apparative Veränderungen auf der Empfängerseite, indem unter anderem die Bedienungsastatur in der Fernbedienung vom Empfangsapparat getrennt wird, welche Folgen hat die Verkoppelung des Fernsehempfängers mit Zusatzgeräten für die Nutzung des Empfängers durch den Zuschauer, welche wiederum der Veränderung der Nutzung in einer Umstrukturierung des Angebots, (...) ? Was ist notwendig in der Veränderung der Gesamtanordnung, um etwa mit Hilfe der Fernbedienung auch ein anderes Nutzungsverhalten entstehen zu lassen? Denn die Einführung der Fernbe-

dienung führt nicht automatisch zum Switchen und Zappen. Welche mentalen Veränderungen in den Erwartungshaltungen auf seiten der Zuschauer waren dafür notwendig und wodurch wurden sie ausgelöst? Wir sehen also bereits an einem relativ übersichtlichen Problem, wie in ihrer Materialität unterschiedliche Momente dieses Dispositivs Fernsehen zueinander in Korrespondenz treten, die noch zu erweitern sind durch Faktoren, die scheinbar außerhalb des engen Medienzusammenhangs stehen, wenn wir an die für das Fernsehen nicht unerheblichen allgemeinen Strukturen des Zeiterlebens denken. Nicht alle Veränderungen sind dabei zwangsläufig in gleicher Weise von Bedeutung, viele entfalten erst eine Wirkung durch Verbindung mit anderen Veränderungen, die damit scheinbar nur wenig zu tun haben. Dieses Bedeutungsgefälle innerhalb eines Geflechts von Bedingungen, auch zeitlich versetzte Wirkungen beschreibbar zu machen, darauf zielt eine Kommunikationsgeschichtsschreibung, die sich den Strukturen der Dispositive zuwendet.

Das Plädoyer für eine Geschichte der Mediendispositive als Kommunikationsgeschichte begründet sich auch darin, daß in dieses Konzept nicht nur der kommunikative Rahmen, sondern auch die Binnenstrukturen der Programme und der Sendungen einbezogen werden. Denn so wie eine topographisch beschreibbare Anordnung von Zuschauer und Empfangsapparatur, Zuschauer und Bild möglich ist, in der die situativen und gesellschaftlichen Rahmenmomente darstellbar sind, lassen sich auch innerhalb des Bilderflusses der Programme und innerhalb der Bilder selbst Ordnungen beschreiben, als Ordnungen der Darstellung, der Dinge, die auf diese Weise auch die historiographische Einbeziehung der Medienästhetik ermöglichen.

Die Medienästhetik erscheint - weniger als Theorie des „Medienschönen“ sondern als Theorie der Gestaltung und Vermittlung des medial Wahrnehmbaren - in vielen kommunikationsgeschichtlichen Positionsdefinitionen ausgeklammert, obwohl doch gerade sie in einer stark vom Rezeptionszusammenhang ausgehenden Kommunikationsgeschichte notwendiger Bestandteil ist. Daß die Medienästhetik innerhalb einer Kommunikationsgeschichte nicht ausgegrenzt bleiben kann und daß sie eine andere Herangehensweise an ihr Material erfordert als dies der sozialgeschichtliche Blick auf die Institutionenentwicklung leisten kann, dürfte innerhalb der Medienwissenschaft inzwischen Allgemeingut sein. Medienästhetik auch innerhalb der Kommunikationsgeschichtsschreibung einzubeziehen, erlaubt der Ansatz des Dispositivs, wie insbesondere die Arbeiten zur Kinotheorie gezeigt haben.⁷ Das Nachdenken über Kommunikationsgeschichte ist deshalb immer auch eine Frage nach der theoretischen Konstruktion des historischen zu beschreibenden Gegenstandes. Zu deren Diskussion anzuregen, dient dieses kleine Plädoyer.

⁵ Gilles Deleuze: *Was ist ein Dispositiv?* In: Francois Ewald/Bernhard Wodenfels (Hrsg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt am Main 1991, 154.

⁶ Erste Vorschläge für das Fernsehen werden dazu im ersten Band *Grundlagen und Voraussetzungen der Programmgeschichte des bundesdeutschen Fernsehens* der Reihe *Geschichte und Ästhetik des bundesdeutschen Fernsehens* a.a.O. geliefert.

⁷ Neben den Arbeiten von Joachim Paech vgl. auch Ulrike Hick: *Kinoapparat und Zuschauer. Zur Geschichte eines Wahrnehmungsverhältnisses*. In: *Ästhetik und Kommunikation*, 76/1992 (im Erscheinen).

Rezensionen

JON VANDEN HEUVEL: *Untapped Sources. Americas Newspaper Archives and Histories prepared for the American Society of Newspaper Editors Newspaper History Task force* (hrsg. von Craig LaMay und Martha Fitzsimon für das Gannett Foundation Media Center at Columbia University in the City of New York). New York 1991. 101 Seiten.

Die Medizin der sozialen Kommunikation verändern sich, solange die Kommunikationsgeschichte zurückschauen kann, ständig. Dabei handelt es sich in der Regel um einen unmerklichen Prozeß, der sich eben darum der Positionsbestimmung durch das kritische Bewußtsein der Zeitgenossen häufig entzieht. Alles spricht nun dafür, daß es sich bei diesen Veränderungen nicht nur um ein Auf und Ab nach dem Muster von Ebbe und Flut handelt, sondern zusätzlich und dominant um ein Auflösen und Umformen, das vielfach den Charakter eines Neuansatzes besitzt und so gar nichts vom Aufheben, das heißt vom Bewahren des Charakteristischen im Hegel'schen Sinne hat. Die Medienwelt war bis in die 50er Jahre durch unterschiedliche Ausformungen gedruckter Medien geprägt. Seitdem das Fernsehen, zumal in seiner immer populärer werdenden Form des privaten Unterhaltungskanals, auch Europa erobert hat, hat sich dies gründlich geändert. Sicher gibt es noch die großen politischen Tageszeitungen und auftragstarke aktuellen Illustrierten, nicht zu reden von Rundfunkprogrammzeitschriften, die sich durch den Boom der elektronischen Medien gerade jetzt neu ausdifferenzieren beginnen. Sie profitieren von der großen Gunst des Publikums gegenüber den optisch-akustischen Medien. Die Karten der Publizistik werden jetzt ganz offensichtlich neu gemischt. Welche Balance sich dabei einstellt, läßt sich nur allgemein, niemals konkret, läßt sich nur allgemein, niemals konkret, vorhersagen. Die konkrete Ausformung hängt von mancherlei technischen und ökonomischen Faktoren ab, aber auch von Managemententscheidungen in den Medien selber und nicht zuletzt vom Publikum. Die Printmedien müssen ihre Chance nutzen, um sich dem Publikum in ihren Leistungen und Möglichkeiten so gut wie denkbar zu präsentieren und einzuprägen. Dazu gehört aber auch eine Vorstellung von den spezifischen Leistungen ebenso wie der realistische Preis. Dazu gehört aber auch eine Vorstellung von den spezifischen Leistungen, dem Medienprofil der Presse, daß nach innen bei den Verlagen genauso wie bei den Redakteuren und nach außen beim Publikum hergestellt und gefördert werden muß. Das muß in einer kontinuierlichen Bemühung geschehen. Eine mehr oder weniger gut recherchierte und ausgestattete einmalige Festschrift zu einem Jubiläum oder die Festrede des Verlegers oder Chefredakteurs aus akzidentiellen Anlässen genügen dafür nicht mehr.

Erforderlich ist vielmehr die Entwicklung dessen, was die Presse sein kann und soll, auf dem Hintergrund ihrer eigenen historischen Entwicklung. So können die Stärken des Mediums deutlich präsentiert und das dringend erforderliche historische Bewußtsein auch bei den Verlagen hervorgerufen, entwickelt oder gestärkt werden. Daß es sich bei einem solchen Vorhaben nicht um das Kommando „Vorwärts, wir gehen zurück“ handelt, kann einer Veröffentlichung des New Yorker Gannett Center an der Columbia Universität entnommen werden. Jon Vanden Heuvel, ein junger amerikanischer Kommunikationsforscher und Assistent des Gannett Media Center Direktors, Everett Dennis, hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie Wissen um historische Kenntnis und Leistung der Presse verbessert werden kann. Dabei verweist er eingehend auf die in den Archiven der Zeitungsverlage häufig unerkannt und unerschlossenen Quellen. Vanden Heuvel mustert die bislang vorliegenden Ergebnisse amerikanischer Presseforschung über die Geschichte und Entwicklung der Presse in den Vereinigten Staaten. Dabei weist er auf weiße Flecke, fehlende und unzureichend untersuchte Gegenstände, hin. In einem instruktiven zweiten Hauptkapitel untersucht er, was über Journalisten und Verleger bis hin zu Auslandskorrespondenten, Cartoonisten und Fotografen soziologisch bekannt ist. Er versucht die

Lebensbeschreibung eines sozialen Typus. Der Band schließt mit einer Übersicht über die großen Zeitungsarchive der Vereinigten Staaten, das heißt er weist darauf hin, in welchen staatlichen Archiven, in welchen wissenschaftlichen Bibliotheken, sich umfangreiche Bestände wichtiger US-amerikanischer Zeitungen befinden. Vanden Heuvel hat seinen Bericht auf 100 Seiten zusammengefaßt. Der Band ist geschickt illustriert und leserfreundlich eingerichtet, durch gute Register erschlossen. Es ist ein kleines Handbuch, das für die US-Verlegervereinigung gearbeitet worden ist. Es zeigt, daß die oft als geschichtslos charakterisierten Vereinigten Staaten historischem Bewußtsein durchaus nicht entfremdet sind. Auf dem Gebiet der Pressegeschichte halten sie der deutschen Branche geradezu einen Spiegel vor. Da hinein sollten vor allem jene Verlagsmanager sehen, die in den letzten Jahrzehnten dafür gesorgt haben, daß die Pressearchive beziehungsweise die historischen Hausarchive, aber auch die Ausschmittarchive und die Bänderarchive, finanziell immer mehr an den Rand gedrängt wurden und sich teilweise in einem wenig benutzerfreundlichen Zustand befinden. Im Zuge von Konzentrationsbewegungen der 60er und 70er Jahre wurden Verlagsarchive auch einfach vernichtet. Geschichte, auch Pressegeschichte, schien immer mehr ein Kostenfaktor zu werden, der in den Betrieben entsorgt und abgewickelt wird.

Dieser Prozeß hat sicher viele Ursachen. Dazu zählt auch die in meinen Augen falsche Historisierung, die wir besonders in Deutschland lange Zeit in der Pressegeschichtsforschung gepflegt haben. Das Antiquarische sollte ebenso wenig Konjunktur haben wie die falsche Aktualisierung durch historische Parallelen, die sich nur auf einzelne Züge der Erscheinungsformen, nicht aber auf Strukturähnlichkeiten beziehen. Ein Blick in das Buch von Vanden Heuvel kann zeigen, wo es fehlt. Es fehlt an verlässlichen Pressestrukturdaten, die sich nicht nur punktuell auf einzelne Jahre beziehen, sondern den Wandel der letzten 400 Jahre durch Indexzahlen einzufangen suchen. Es fehlt auch an einer sozial-historisch fundierten Berufsgeschichte der journalistischen Professionen und ihre Ausdifferenzierung seit dem Vormärz. Und im Archivsektor fehlt es vor allem an fundierten Pressequellenkunden, die zeigen, welche Zeitungstitel wo, für welche Zeiträume erschienen sind und wo die Bände heute noch verwahrt werden. Erwünscht ist dazu ferner die Notierung der Sekundärliteratur und der Hinweis auf archivalische Quellen. Die Wissenschaft muß sich stärker um die Erforschung von Strukturen und deren Wandel bemühen. Wissenschaft, Bibliotheken und Archive werden aber nur zusammen die Quellen sichern und eine gediegene Auswertung garantieren können. Einen Führer durch die Pressegeschichte und eine Anleitung zum pressehistorischen Denken und Arbeiten, wie sie Vanden Heuvel geschrieben hat, könnten wir in der Bundesrepublik gut gebrauchen.

Hans Bohrmann

STEPHAN RUß MOHL (Hrs.): *Emil Dovifat: Der Amerikanische Journalismus*. Mit einer Einführung von Stephan Ruß-Mohl und Bernd Sösemann. Berlin: Colloquium 1990 (= *Abhandlungen und Materialien zur Publizistik*, hrsg. von Bernd Sösemann, Bd. 13). 260 Seiten fotomechanischer Nachdruck und 43 Seiten Einführung.

Emil Dovifats Geburtstag hat sich Ende 1990 zum 100. Mal geöhrt. Seine Bedeutung als Hochschullehrer im Fach Zeitungswissenschaft, das auf seine Initiative hin nach 1945 in der Bundesrepublik weithin in Publizistik umbenannt wurde, ist bekannt. Dovifat hat von 1928-1945 das Deutsche Institut für Zeitungskunde (später Institut für Zeitungswissenschaft) an der Berliner Universität geleitet und war von 1948-1961 Direktor des Instituts für Publizistik der Freien Universität Berlin.

Emil Dovifat hat in Leipzig studiert, war allerdings kein Schüler von Karl Bücher, und betätigte sich zunächst im Journalismus und der journalistischen Verbandsarbeit (Reichsverband der Deutschen Presse). Er hat durch seine wissenschaftliche Tätigkeit mehrere Journalistengenerationen mitgeprägt, wobei sich zustimmende und ablehnende Äußerungen nicht erst in der letzten Phase seiner Berufstätigkeit auch öffentlich deutlich machten. Der gewandte Schreiber und begabte Redner ließ kaum einen, der mit ihm in Kontakt kam, kalt.

Dovifats Göschen-Bändchen zur Einführung in den journalistischen Beruf, die unter verschiedenen Titeln von ihm seit 1931 vielfach neu bearbeitet wurden und sogar noch heute in einer respektvollen Neufassung von einer nachgewachsenen Professorgeneration im Buchhandel

greifbar sind, kennzeichnen die Bedeutung dieses Wissenschaftlers wohl besser als alle übrigen Schriften. Dovifats andere Monographien haben alle keine zweite Auflage erlebt. Erst im Jubiläumsjahr 1990 wurde ein kleiner Band mit weniger bekannt gewordenen Aufsätzen Dovifats von dessen Tochter herausgegeben und die Berliner Publizistikprofessoren Sösemann und Ruß-Mohl publizierten einen Neudruck von Emil Dovifats *Amerikanischen Journalismus*, der hier anzuzeigen ist. Daß die Wahl auf den Neudruck des amerikanischen Journalismus fiel, kann ich nur bedauern. Die kleine Schrift *Die Zeitungen* (1925) hätte es sicher eher verdient, dem Vergessen entrissen zu werden, da es sich dabei um eine gut recherchierte kommunikationspolitisch pointierte Darstellung des Pressewesens in der Mitte der Weimarer Republik handelt. Eine so dichte Darstellung hat Dovifat später nur noch in einigen wenigen Aufsätzen erreicht, wozu vor allem Beiträge zum *Handbuch der Zeitungswissenschaft* zu rechnen wären. Andere Monographien, wie *Rede und Redner* (1937) und der Erste Band des *Handbuchs der Publizistik* (1968), sind, wie ich als Hörer von Dovifats Vorlesungen weiß, überarbeitete Vorlesungsmanskripte und deshalb nur bedingt monographisch durchstrukturiert.

Der Amerikanische Journalismus ist eine Frucht eines relativ knappen USA-Aufenthaltes, der noch deutlich die Spuren journalistischer Formkunst anzumerken sind - gerade dort, wo detaillierte Analyse aufgrund Zeitmangels nicht ausreichend möglich war. Dovifat wußte das gewiß, denn er hat diesen Text, der bei seiner Berufung zum außerordentlichen Professor in Berlin von der Fakultät als habilitationsadäquat anerkannt worden war, selbst nicht wieder auflegen lassen oder neu bearbeitet. Wie elastisch Maßstäbe für die Beurteilung habilitationsadäquater Leistungen damals bei der Berliner Fakultät und beim preußischen Wissenschaftsminister waren, kann man ermesen beim Vergleich mit Otto Groth, dessen erster Band der vierbändigen Enzyklopädie *Die Zeitung* (1928) im gleichen Berufungsverfahren vorlag und offenbar ähnlich qualifiziert worden ist. Keiner, der heute Zeitungen wissenschaftlich untersucht, kann an Otto Groths Werk vorbei; paradoxerweise hat der Privatgelehrte Groth, der bis zu seinem Lebensende unbenutzt blieb, noch durch ein weiteres umfangreiches, vielbändiges Alterswerk die Wissenschaft entschieden bereichert, was ihm als Hochschullehrer mit zahlreichen bürokratischen Pflichten kaum gelungen wäre. Daß Emil Dovifat sein Verhältnis zu Otto Groth ähnlich sah, habe ich noch zu Beginn der 60er Jahre erfahren, als Otto Groth während eines Besuchs Berliner Studenten amüsiert die Widmung an ihn aus Dovifats *Zeitungswissenschaft* (1931) erwähnte: „Der Verfasser des kleinsten, dem Verfasser des größten Werkes der Zeitungswissenschaft.“ Ruß-Mohl und Sösemann schreiben zur Begründung des von ihnen herausgegebenen unveränderten Neudrucks, man müsse ihn „mit entsprechender Selektivität“ lesen, aber: „Der amerikanische Journalismus (ist) noch immer ein spannendes und wichtiges Buch.“ Dieses Urteil muß man nicht unbedingt teilen, um immerhin dafür zu danken, daß nun erneut die Möglichkeit besteht, die sicher nur noch in wenigen wissenschaftlichen Bibliotheken vorhandene Monographie erneut zur Kenntnis nehmen und prüfen zu können.

Die Einleitung des Nachdrucks ist ausschließlich dem Jubiläum des Autors und seiner Monographie gewidmet. Das ist verständlich, zugleich aber auch bedauerlich, denn nicht allein der amerikanische Journalismus heute unterscheidet sich erheblich von jenem in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, sondern auch die wissenschaftliche Methode des Herangehens an den Gegenstand wäre heute füglich eine andere als zu Emil Dovifats Zeiten. Die im Rückblick auf Dovifats Frühwerk und Persönlichkeit mitgeteilten Fakten und Auffassungen enttäuschen ein wenig, da sie im Ergebnis über die umfassende und ausgewogen urteilende Münchner Dissertation Benedikts nicht hinausgehen. Neu ist der Rezensionsspiegel zum amerikanischen Journalismus. Er macht deutlich, daß die Rezensenten seinerzeit allemal den amerikanischen Journalismus weniger gut kannten als Emil Dovifat. Eine Auseinandersetzung auf wissenschaftlicher Ebene fehlt daher vollkommen. Das hat verschiedene Gründe: Wissenschaftliche Fachorgane gab es damals kaum. Die Zeitschrift *Zeitungswissenschaft* hatte gerade erst begonnen, sich aus einer Sammlung von Fakten über das Pressewesen - die Herausgeber Walther Heide und Karl d'Éster wollten das Organ konsequenterweise zunächst als *Weltpresse* benennen - zu einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift mit größeren Aufsätzen zu entwickeln. Die Verbandspublikationen der Verleger und Journalisten brachten fast ausschließlich eher referierende Rezensionen, und die angrenzenden wissenschaftlichen Disziplinen Soziologie, Psychologie, die im Entstehen begriffene Politikwissenschaft oder die Staatswissenschaftler, die hätten zugreifen können, waren, wie sich auch in parallelen Fällen zeigt, an der Thematik kaum interessiert.

Daß *Der Amerikanische Journalismus* als wissenschaftliche Studie von den Sozialwissenschaften seinerzeit nicht aufgenommen wurde, liegt aber wohl in erster Linie an dem Text selbst. Der Verfasser betont zwar in seinem Vorwort, daß ihn auch ein wissenschaftliches Ziel leitet, es ist aber nach Ausweis des Textes, in erster Linie eine publizistische Absicht, nämlich in gut faßlicher Form einen Reisebericht zu geben, der - entkleidet man die Sache mal aller Camouflage - vor allem belegen sollte, daß Journalismus mit akademischer Berufsvorbereitung viele gute Seiten habe und auch für Deutschland von Vorteil sei. Eine ähnliche, wenn auch knappere Schrift über die Verhältnisse in Großbritannien hatte Dovifat - ebenfalls nach einem Studienaufenthalt dort selbst - 1925 bereits vorgelegt.

Ich verstehe den *Amerikanischen Journalismus* von Emil Dovifat als eine Materialsammlung und - maßvolle - Streitschrift für akademische Zeitungskunde und Zeitungswissenschaft. Inhaltlich handelt es sich um eine Sekundäranalyse amerikanischer wissenschaftlicher Literatur zur Geschichte des US-amerikanischen Journalismus, die nach einem Kategoriensystem vorgenommen wird, das der deutschen, politischen und journalistischen Situation deutlich entnommen ist. Dovifat hat die Kategorien Geschäftspresse und Gesinnungspresse unter anderem bereits früher an Gegenständen des deutschen Pressewesens entwickelt. Nun überträgt er seine Vorstellung von Journalismus auf die amerikanische Situation. Dabei zeigt sich das Erschrecken des gebildeten Mitteleuropäers und Mittelschichtangehörigen, vor dem das nur Persönliche und nur Sensationelle in den Vordergrund stellende amerikanische Zeitungswesen. Zugleich attestiert er seinem Heimatland erstaunlicherweise ein höheres politisches Bewußtsein, eine Position, die er spätestens 1930 zu revidieren Anlaß bekommen haben dürfte. Kurz, Dovifat nimmt seine Auffassung von Journalismus und mißt daran die amerikanische Situation. Eine Gesellschaftsanalyse vergleichender Art findet nicht statt. Das wäre allerdings spannend und es ist mir sehr zweifelhaft, ob sich dann Dovifats Fazit aufrechterhalten ließe: „Die Freude des Deutschen am Meinungskampfe und damit an der Geistigkeit der Zeitung ist viel zu vertieft, als daß sie bleibend umschlagen könnte in ein leeres Nachrichtenbedürfnis“ (S. 214).

Der Neudruck von Dovifats *Amerikanischen Journalismus* hat, soweit ich es verfolgen konnte, auch ausschließlich wohlwollende Rezensenten gefunden. Die Meinungen in der Tagespresse entsprechen in den Grundzügen den Beurteilungen, die sich auch in den endzwanziger Jahren finden. Das Mißverständnis, hier handle es sich um eine Geschichte des amerikanischen Journalismus, die man, wenn man nur wollte, fort-schreiben, vertiefen und auf den neuesten Stand bringen könne, scheint mir allerdings wenig verständlich. Nur wer die sehr persönliche Auffassung Dovifats vom Journalismus teilt, könnte eine solche Aufgabe übernehmen. Solcher Autor wird wohl kaum zu finden sein, dafür ist die persönliche Prägung zu deutlich und zu stark vergangenen Zeiten verhaftet. Im übrigen hat das Buch ja seine Wirkung erzielt. Es war ein wichtiger Baustein bei der Institutionalisierung der Zeitungswissenschaft und damit der akademischen Journalistenausbildung, nicht nur für Emil Dovifat.

Hans Bohrmann

VEIT MICHAEL BADER/ALBERT BENSCHOP: *Ungleichheiten*. Opladen: Leske + Budrich 1989. Bd. X (Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns, Bd. 1.). 389 Seiten.

Die vorliegende Protheorie (auf dem Klappentext "Pro-Theorie") wendet sich gegen die wechselseitige Abschottung der akademischen Disziplinen, die beispielsweise - erfolgreich (Anm. d. Ver.) - die systematische Erkenntnis struktureller und historischer Zusammenhänge verhindert. Sie will die Kluft zwischen steiler "theoretischer Soziologie" und "theorieloser Sozialgeschichte" in der Erforschung sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns überbrücken. Veit Michael Bader, Professor für Soziologie und für Sozialphilosophie an der Universität von Amsterdam, und Albert Benschop schreiben in diesem Band wider eingefahrene Abgrenzungsstrategien rivalisierender Ansätze und Schulen, die das Forschungsgebiet besetzt haben.

Was sich die beiden Autoren vornehmen, klingt nach einem modernen Abenteuer im Dschungel, in den Wüsten und Wüstungen der universitären Wissenschaft. Woran glauben sie, was verbinden sie und was versuchen sie? Sie glauben, daß es möglich ist, Erkenntnisse aus bisher dominant als unvereinbar und rivalisierend betrachteten theore-

tischen Positionen zu integrieren. Sie verbinden systematisch die bisher weitestgehend getrennt operierenden Theorie- und Forschungstraditionen strukturierter sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns. Sie versuchen ihren Ansatz nicht mit uneinlösbaren Ansprüchen zu überlasten, geleitet von der Überzeugung, daß die vorgeschlagene Pro-Theorie viele Vorteile bietet - unter anderem denjenigen, daß sie theoretische Diskussionen und empirisch-historische Forschung nicht "schließt", sondern nachdrücklich öffnet und zu Diskussion und begründetem Dissens herausfordert (Vorwort, S. 2-3).

Für die historische Kommunikationsforschung bietet der Band eine Fülle von weiterführenden Überlegungen an, sofern aus ihnen konsequent die richtigen Übersetzungen abgeleitet werden. So könnte sich zum Beispiel der Abschnitt "Grundtypen positionaler strukturierter Ungleichheit. Klassenlage und Elitepositionen" (S. 190-226) als protheoretischer Ansatz für klassische wie auch neue Felder der Kommunikatorforschung (Stichwort "Journalisten als Elitenangehörige") sowie der Rezipientenforschung (Stichwort "Ausbeutung") eignen. Ebenso dienlich könnten die Ausführungen zum Thema "Ressourcen und Belohnungen" (S. 119-153) sein. Nicht ganz verständlich erscheint allerdings, daß auch "Information" im Schema "Direkte Ressourcen & Belohnungen in gesellschaftlichen Arbeitsverhältnissen" (S. 128-129) eine eigene und damit ausschließliche Position auf der Längsachse erhält wie etwa "Rekreation", "Kunst", oder Religion. Denn auch wenn auf der Querschnittsebene unter der Rubrik "Charakteristische andere Belohnungen" zu Recht "Prestige bestimmter Zeitungen" und „Ruf von Journalisten“ genannt werden, erscheint eine isolierte Position von Information auf der Längsachse diese zu verkürzen. Dadurch nämlich wird die Funktionalität von Information, sei sie durch Journalisten oder andere Individuen vermittelt, für sich selbst erhoben. Information ist aber nicht nur eigenständig, sondern stellt gleichermaßen eine eigene Realität dar, die alle sonstigen im vorgelegten Schema der materiellen Produktion aufgezählten Bereiche je nach Prinzipien des Nachrichtenwertes direkt oder indirekt erfährt.

Wahrlich imposant ist der kleingedruckte und sich über mehr als achtzig (!) Seiten erstreckende Anmerkungsapparat und die Liste der verwendeten Literatur mit weit über tausend (!) bibliographischen Eintragungen. Wenig beherrschte Leser werden allein schon beim ersten Blick auf die höchst differenzierte Inhaltsübersicht vor der extremen Breite der behandelten Themen zurückschrecken. Für kleinmütige Naturen ist dieses Buch aber ohnehin nicht geschrieben. Gleichwohl ist es nicht nur bereits etablierten Wissenschaftlern zu empfehlen, sondern auch jenen trotzigen Studenten, die sich nicht der traditionellerweise vermittelten Verfügung ergeben wollen, daß rivalisierende theoretische Positionen unvereinbar sind.

Der hier vorgegebene Rahmen für eine Rezension kann diesem Band keinesfalls gerecht werden. Dabei stellt sich allerdings die Frage, ob überhaupt je ein noch so langer Raum für eine Gesamtbesprechung dieses Buchs ausreicht - dies aufgrund seines großen Anspruchs, seiner Dichte und seiner enormen Dimension, eben des Versuchs seiner Autoren, die "Imperialismen" der rivalisierenden Positionen zu durchbrechen, eines Versuchs, der gewiß, wenngleich nicht beabsichtigt, eine Art "Überimperialismus" enthält. Was im Vorwort angeregt wird - "the proof of the pudding is in the eating" -, trifft den Kern, selbst wenn Sprachwendungen wie unter anderem "wir beanspruchen diese Gliederung" einigermaßen irritieren. Dennoch läßt dieser Band wie kaum ein anderer dazu ein, sich intensiv, sukzessiv, vor allem aber reflexiv und gleichzeitig genießerisch - je nach Anliegen und Bedarf - kapitelweise vorzuarbeiten. Nachdenklichkeit dürfte dabei ebenso angebracht sein wie nutzungsbezogenes Nachdenken. Daß sich dieses Buch erst im Widerschein eigener Forschungsvorhaben zu Themen der Ungleichheiten, bewähren muß, gilt ebenso umgekehrt.

Wolfgang Duchkowsch

VEIT MICHAEL BADER: *Kollektives Handeln*. Opladen: Leske + Budrich 1991. Bd. XII (Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns, Bd. 2). 546 Seiten.

Der zweite Band der Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns hat dieselbe Absicht, Anlage und denselben Aufbau wie der erste. Er steht vor dem Hintergrund der revolutionären Veränderungen in den Staaten Osteuropas, den gegenwärtigen sozialen Bewegungen und den unterschiedlichsten Formen kollektiver Aktionen in der "Er-

sten" und "Dritten Welt". Sie zeigen die hohe Aktualität massenhafter Formen nicht institutionaler Politik.

Nummehr behandelt Veit Michael Bader alleine - doch mit vielseitiger Unterstützung seines ehemaligen Co-Autors Albert Benschop folgende Themen: Kollektives Handeln und soziale Bewegungen; System- und Lagerungsstruktur, objektive Lebenslagen, potentielle Konfliktgruppen und Ressourcenpotential; Habitus; kollektive Identität; Interessen; Artikulation, Ideologie und Utopie; Organisation und Führung; Mobilisierung von Ressourcen; externe Handlungschancen; Dynamik und Folgen kollektiver Konflikte. Obwohl beide Teile der Protheorie als systematisches Ganzes konzipiert sind, wurde der zweite Teil so abgefaßt, daß er völlig unabhängig vom ersten rezipiert werden kann. Zur leichteren Lesbarkeit - diese ist wie immer relativ zum individuellen Vorwissen oder zur Aufnahmebereitschaft - und zur besseren inhaltlichen Verständlichkeit enthält dieser Band einige gedrungene Wiederholungen, die dieselben Probleme aus Band I erneut thematisieren, in andere Zusammenhänge stellen. Er bietet in vierfacher Hinsicht produktive Anschlußmöglichkeiten: So erlaubt er die Ausarbeitung einer selbstreflexiven Theoriegeschichte sowie die Erstellung besser begründeter und wirklich konkurrierender Teil-Theorien, so kann er direkt, was ihn für unsere Leserinnen und Leser besonders interessant erscheinen lassen dürfte, als Leitfaden für historische und empirische Fragen verwendet werden und so kann er schließlich dazu beitragen, das Problembewußtsein kollektiver Akteure, Organisationen und Führungen zu vergrößern und damit deren potentielle Autonomie zu steigern.

Wer angesichts dieser riesigen Dimension vielleicht Bedenken verspürt, diesem Band konzentrierte Zuneigung zu widmen, oder möglicherweise von vornherein daran zweifelt, daß die vorgelegte Protheorie einen unmittelbaren Bezug zur eigenen Lebenswelt enthalten kann, wird gut beraten sein, seine definitive Entscheidung zumindestens von der Lektüre des Schlußkapitels abhängig zu machen. Bader weist unter anderem darauf hin, daß alte und neue Republikaner (in Deutschland - hierzulande decken sie unter dem Partiführer Jörg Haider mehr als bloß eine Hanke der FPÖ ab) kollektive Aktionen, Bewegungen und Revolutionen als "Feste der Unterdrückten und Ausgebeuteten" feiern, was immer sie an Opfern verlangen mögen. Damit verdeutlicht er, daß man nicht in das heroische, allzuleicht unnötige Opfer legitimierende Pathos verfallen muß, um erkennen zu können, daß es gerade Proteste, Widerstand und Revolutionen sind, in denen Menschen den aufrechten Gang lernen.

Beide Bände der Protheorie sind nicht für "schnelle" Leser geeignet, die das Leichte, Flüchtige und Durchsichtige suchen. Wahres Vergnügen breitet sich erst aus, wenn der kapitelweise vorgenommenen Lektüre Nachdenken folgt.

Wolfgang Duchkowsch

DIETER BAACKE/HEINRICH LIENKER u.a. (Hrsg.): *Jugend 1900-1970. Zwischen Selbstverfügung und Deutung*. Opladen: Leske + Budrich 1991. 154 Seiten.

Dieser jugendhistorische Band versammelt zehn Beiträge zurepochalen gesellschaftspolitischen Jugendkonzeptionen, pädagogischen Deutungen sowie kulturellen Selbstbildern von Jugend. Sie verteilen sich auf vier Schwerpunkte: Der erste behandelt das pädagogisch-politische Selbstverständnis in der Jugendverbandszeitschrift *Arbeiterjugend*, Probleme der Selbstverwaltungsbemühungen proletarischer Jugendorganisationen sowie das Jugendbild sozialpädagogisch orientierter katholischer Jugendforschung der Weimarer Republik, der zweite das Programm nationalsozialistischer Mädchenerziehung im Kontrast zu Erziehungsvorstellungen aus dem deutschen sozialistischen Exil. Im Mittelpunkt des dritten Schwerpunktes stehen die Situation Jugendlicher in der zeitgeschichtlichen Umbruchsphase der letzten Kriegsjahre sowie pädagogisch-politische Diskussionen in den kulturpolitischen Zeitschriften am Ende der vierziger Jahre. Daran schließt an die Aktualisierung jugendkultureller Stilelemente und die Kommerzialisierung der Jugendphase. Diese vier Themenbereiche treffen einander konzeptionell jeweils am Schnittpunkt der "Selbstverfügung" und "Deutung", also am Schnittpunkt der "Selbstdarstellung und Organisation der Jugendlichen aus eigenem Vermögen" und der "pädagogischen und kulturellen Kommentierung". (S. 6)

Aus medien- und kommunikationshistorischer Sicht interessieren vor allem die Aufsätze von Heinrich Eppe *Biologische Entwicklungslehre und Darwinismus in der Zeitschrift "Arbeiter Jugend" 1909-1933*, von

Amo Klönne *Jugendgeschichte in Trümmerzeiten - Streiflichter* sowie von Ingrid Volkmer *Teenager - Ausgangspunkt medialer und ästhetischer Kommerzialisierung der Jugendphase*. Heinrich Eppe hebt jene Beiträge der *Arbeiter Jugend* auf den Prüfstand, die von Erwachsenen für Arbeiterjugendliche geschrieben worden sind. Aus ihnen läßt sich destillieren, was sie lernen und begreifen sollten. Amo Klönne wertet unter einem ähnlichen Aspekt deutsche Zeitschriften und Broschüren von 1945 bis 1947 aus. Bildungsbürgerliche Appelle, manifest in vielen "Reden an die deutsche Jugend", Warnungen vor einer Jugendromantik, dem Gift der "Blauen Blume", und Reaktionen auf die NS-Zeit bilden dabei die zentralen Punkte. Der Autor gelangt dabei unter anderem zur Erkenntnis: Die bis heute vorherrschende Deutung, es sei die damalige Jugendgeneration "zur unpolitischen Generation geworden", wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Vielmehr sei gerade in den "Jahrgängen, die den Krieg schon sehr bewußt erlebt hatten, aber nicht mehr", eine ganz bestimmte und durchaus politische Stellungnahme weit verbreitet gewesen, nämlich der Protest gegen jede neue Militarisierung. Opposition gegen militärische Machtstrategien und Zorn auf den Kasernenhofgeist jeder Art hielten allerdings nicht lange an: Sie "brachen sich an den politischen Entscheidungen der Machtblöcke der Zeit des Kalten Kriegs, aber es waren in ihnen noch einmal die Hoffnungen der bewegten Teile der Jugend der Trümmerjahre zum Ausdruck gekommen - gegen den Strom der deutschen Geschichte" (S. 104). Das danach entstandene generationenspezifische Jugendkonzept, das "zwangsläufig zu Disparitäten mit der älteren Generation" führen mußte, die "nur 'beobachtet' und nie 'verstanden'" (S. 153), skizziert Ingrid Volkmer anhand einer Reflexion relevanter Literatur. Ihr Beitrag schließt den Sammelband ab. Für jemanden, der ebenso wie ich die fünfziger und frühen sechziger Jahre als Kind und Jugendlicher erlebt hat, als "Jugend" zum ersten Mal gesellschaftlich "auffällig" geworden war (S. 142), bietet der Abschnitt "Lebensweltliche Mobilisierung und die Vermittlung von Jugendlichkeit" reichlich Gelegenheit, sich selbst wiederzufinden und zu erkennen - als "Teenager", als fanatischer Fan des "Filmheros" James Dean, als Leser von *Bravo* und später von *Twen*, als Objekt der bestürzten Sorge zeitgenössischer Pädagogen und Eltern, die sich fragten, "wie es mit der Jugend so weit kommen konnte und wer sie bis dahin gebracht hatte" (S. 150.). In Erinnerung an die - als direkte

Anfeindung erlebte - "Ratlosigkeit der Pädagogen" (S. 151) steigt selbst nach mehr als dreißig Jahren wieder ein Teil jener Trutzigkeit hoch, mit der viele meines Alters und auch ich versucht haben, Elvis Presley, den "Star-Feind", mit aller zur Verfügung stehenden Wortkraft vor Verunglimpfungen zu schützen. Vielleicht wird daher ein Rezensent, der die Zeit der fünfziger und frühen sechziger Jahre emotionslos betrachten kann, nicht den Eindruck gewinnen, daß sich Ingrid Volkmer trotz immer wieder durchschimmernden wissenschaftlichen Engagements für Anliegen und Nöte der damaligen Jugend letztlich doch auf eine - zugestanden dichte - Deskription beschränkt.

Historische Jugendforschung hat lange genug auf kritische Zuwendung warten müssen. Seit ihrer "Entdeckung" in jüngerer Zeit gewinnt sie zunehmend sowohl an Professionalität als auch an Profil. Der vorliegende Band bewegt sich auf eben dieser Linie. Ungeachtet des broschürenhaften Charakters präsentiert er im Längsschnitt von der "Kaiserzeit" bis zur Gegenwart spezielle Befunde zu Befindlich-, Empfindlich- und Empfänglichkeiten von Jugendlichen, Befunde, die all jenen Verantwortlichen zur sorgfältigen Lektüre empfohlen werden können, die in der Jugendarbeit - in welcher Funktion auch immer - tätig sind, gerade jetzt! Bestechend für diese wird die geradlinige Art der Darstellung erscheinen, die sich durch alle Beiträge zieht. Frische und Lebendigkeit zeichnen den Sammelband aus. Dadurch gewinnt er an "Lesbarkeit", auch für jene, die nicht direkt in der Jugendarbeit tätig sind, sich aber Problemen von Jugendlichen aufschließen sollten. Für wissenschaftlich Interessierte bieten die Literaturhinweise am Ende jedes Beitrags hinreichende Möglichkeiten zur Vertiefung.

Ob die oben angesprochenen "Jahrgänge" ebenso in Österreich gegen militärische Machtstrategien in Zorn auf den Kasernenhofgeist opponiert und während des "Kalten Kriegs" ein ähnliches "Schicksal" erlebt haben, wird vielleicht eine Dissertation über Jugendzeitschriften der Nachkriegszeit beantworten, die vor kurzem am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien vorgegeben worden ist.

Wolfgang Duchkowitzsch

Zeitschrift
für
historische
Vielfalt

Nr.1
Das Experiment
Zeitraum

Sonder Nr.
Zeitzeilen

Nr.2
Demos
Kratein
Demokratie

Nr.4
Wissen
und
Macht

ZEIT
RAUM

Zeitraumredaktion: Uni Wien, Dr.Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien
Institut für Geschichte, Zeitraum / KORA

ZEITUNGS-LOS

Essays zu Pressepolitik und -konzentration in Österreich
herausgegeben von W. Duchkowitsch/F. Hausjell/P. Pelinka
184 S., brosch., ÖS 193,-, DM 29,80, ISBN 3-7013-0830-6

INHALT

Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell:

Pressevielfalt – was ist das?

Eine aktuelle Rundfrage

Roman Hummel:

Einfalt statt Vielfalt

Pressesituation und -politik der 70er
und der 80er Jahre

Wolfgang R. Langenbacher:

Ausländisches Kapital in Österreichs
Presse

Norbert Knittler:

Retung der Medienvielfalt durch

Entflechtung der Medienkonzerne?

Gian-Luca Wallisch/Stefan Wallisch:

Der Versuch einer „regressiven“
Medienpolitik in Italien – ein
ermutigendes Beispiel?

Holger Rust:

Der Streik bei „Profil“ und „Trend“

Dokumentation und Analyse

Peter Pelinka

So starb eine Zeitung

Das Ende der „AZ“

Arno Maierbrugger:

Elefanten im Porzellanladen

Über Meinungsmacher, Geldscheffler
und Mediennagaten

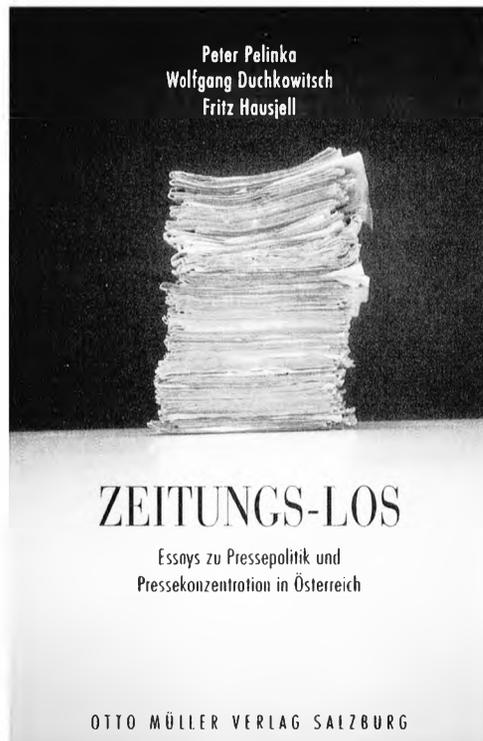
Angela Fritz:

Zeitungslesen in Österreich

Ein Stimmungsbild

Armin Thurnher:

Meinungsfreiheit und Werbung



ERHÄLTICH IN JEDER GUTEN BUCHHANDLUNG
ODER DIREKT BEI:

OTTO MÜLLER VERLAG, Postfach 167, 5021 Salzburg
Tel. 0 66 2/88 19 74, Fax 0 66 2/87 23 87

OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG

Du schmeckst mit

TEA: BBDO



Die mildesten Tabaksorten der Welt.

Nur wenige Gegenden der Erde bieten das spezielle Klima und den besonderen Boden, auf dem die mildesten Tabake der Welt gedeihen. Und nur solche Tabake werden für Milde Sorte Classic Light verwendet. Es ist eben die Milde aus der Natur, die Milde Sorte Classic Light so unverwechselbar macht.



MEDIEN & ZEIT

Forum für historische Kommunikationsforschung

6. Jahrgang 1991

Jahresregister

BEITRÄGE

Herbert Arlt: Jura Soyfer und Massenkommunikation	4, 9-16
Ute Ehrlich: Das Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Leipzig 1933-1945	1, 22-30
Hermann Haarmann: Kurt Tucholsky - „Eine Treppe: Sprechen - Schreiben - Schweigen“	2, 3-7
Hannes Haas: Die Wiener humoristisch-satirischen Blätter. Zur Produktionsgeschichte eines Zeitschriftentyps (1778-1933)	1, 3-8
Christian Haider/Fritz Hausjell: Die Apokalypse als Bildgeschichte. Antisemitische Karikatur am Beispiel des „Juden Tate“ im Wiener <i>Deutschen Volksblatt</i> 1936 bis 1939	1, 9-15
Haimo L. Handl: Lachen, trotz allem? Humor in der politischen Karikatur am Beispiel der österreichischen Wochenzeitung <i>Die Furche</i> (1986-1990)	1, 17-21
Franz Hartl: Der Mordfall Katharina Fellner im Jahr 1928. Kriminalberichterstattung der Zwischenkriegszeit am Beispiel der Wiener Boulevardzeitung <i>Der Tag</i> . Ein Arbeitsbericht	2, 19-24
Eva Köblbacher: Männliche Dominanz. Beiträge von Frauen und Männern in rechtsextremen Zeitschriften Österreichs am Beispiel von <i>Eckartboten</i> , <i>Mitteilungen des Freundeskreis der Stiftung Soziales Friedenswerk</i> und <i>Aula</i> (1959-1989)	3, 27-32
Brigitte Lichtenberger-Fenz: „Fraueninteressen im Lichte der neuen Zeit besprechen“. Über Kontinuitäten und Brüche weiblicher Rollenzuschreibungen von der Ersten Republik zum Ständestaat am Beispiel der bürgerlichen Frauenzeitschrift <i>Frau und Mutter</i>	4, 24-31
Michaela Lindinger (unter Mitarbeit von Wolfgang Monschein und Bernd Beutl): „Des Teufels Wochenblatt“. Neonazismus in der österreichischen Nachkriegspresse am Beispiel von <i>Obersteirische Wochenpost / Alpenländischer Heimatruf</i> (29. Mai 1947 - 2. Oktober 1948)	3, 8-21
Arno Maierbrunner: Strukturen verschütteter Ideen. Anarchistenpresse in Deutschland 1879-1933	2, 15-18
Arno Maierbrunner: Eine Fahrt am Kohlenwagen der Trauer. Biographisches zur Publizistik Albert Ehrensteins, dem Opfer „Barbaropas“	4, 3-8
Helga Mayer: Heimito von Doderer als Journalist. Anmerkungen zu einer biographischen Episode	2, 8-13
Wolfgang Neugebauer: Zur strafrechtlichen Verfolgung von rechtsextremen Publikationen (mit einem Anhang, zusammengestellt von Fritz Hausjell)	3, 4-7
Friedrich Rاندl: Alte oder neue Sprache? Eine Analyse der Sprachmuster österreichischer rechtsextremer Periodika (1980-1991)	3, 22-26
Frank Tichy: Das Ende des Londoner <i>Encounter</i> . Mit Herbst 1990 endete auch das letzte Kapitel in der Geschichte des „Kongresses für kulturelle Freiheit“	3, 41-47
Heidemarie Uhl: Zur Rekonstruktion der Vergangenheit im Gedenkjahr 1938/88. Eine Analyse der österreichischen Medienberichterstattung zum „Anschluß“-Gedenken	3, 33-40

NOTIZEN

Hermann Haarmann: Alfred Kerr und der „Kientopp“	2, 27f.
Daniela Kittner: Die AZ war ihrer Zeit zu weit voraus. Der Tod der AZ als Kulturverlust der Linken	4, 32f.
Peter Malina: Feind-Bilder in der Karikatur der Ersten Republik. Einige unsystematische Bemerkungen	1, 31-34
Robert Schwarz: Anti-American Nazi Propaganda in pictures. A Study of the <i>Illustrierter Beobachter</i> for 1941	2, 24-26

„Alte“ Hefte

Folgende Ausgaben von MEDIEN & ZEIT sind derzeit noch lieferbar:

Jahrgang 1986 (vergriffen)

Heft 1 / 1987 (vergriffen)

Heft 2 / 1987

Inhalt: *U. S. - Medienpolitik und die neue österreichische Journalistenelite* (Oliver Rathkolb) + *Die gescheiterte Alternative. Das Modell der Sozialisierung der Betriebsgewinne einer Zeitung am Beispiel der Salzburger Nachrichten (1945-1960)* (Fritz Hausjell) + Rezensionen + Jahresregister 1986.

Heft 3 / 1987

Inhalt: *Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte? Eine Rundfrage.* (Hannes Haas) Mit Stellungnahmen von Ulrich Saxer, Jürgen Wilke, Michael Schmolke, Kurt Koszyk, Walter Hömberg, Bodo Rollka + *Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben* (Wolfgang R. Langenbacher) + *Wie halten es die Studienanfänger mit Kommunikationsgeschichte? Ergebnisse zweier Befragungen* (Wolfgang Duchkowitzsch) + *Film: Quelle, Zeugnis, Dokument* (Winfried B. Lerg) + *Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Lernprozesse* (Anton Austermann).

Heft 4 / 1987

Inhalt: *Die späte Einsicht. Ein Essay über die fehlende Aufarbeitung der Rolle der Zeitungswissenschaft zwischen 1933 und 1945* (Hannes Haas) + *„Die Geschichte entläßt niemanden“*. *Das große Tabu Österreichs: Sein Umgang mit der Vergangenheit* (Peter Malina) + *Faszination Drittes Reich — Kunst und Alltag der Kulturmetropole Salzburg 1938* (Gert Kerschbaumer) + *Ein Hinweis auf Alfred Schütz* (Eugen Semrau) + *Anmerkungen zu den österreichischen Film-Tagen 1987* (Georg Haberl) + Rezensionen.

Heft 1 / 1988 (vergriffen)

Heft 2 / 1988

Inhalt: *Die Exilzeitung Aufbau und der emigrierte Zeichner Benedikt Fred Dolbin.* (Will Schaber) + *Die Freunde im Exil und ich hier als Journalist im „Dritten Reich“*. *Ein Gespräch mit Milan Dubrovic* (Fritz Hausjell) + *Österreichische Journalisten über ihr Exil.* (2. Teil der Umfrage von Fritz Hausjell mit Berichten von Fritz Fuchs und Egon Michael Salzer) + *Österreichischer Exiljournalismus in Skandinavien 1938 - 1945* (Rudolf Holzer) + *Vorwärts zur Deutschen Freiheit. Ideologische Entwicklungen des österreichischen Sozialismus in Untergrund und Exil* (Irene Etzendorfer) + Rezensionen + Jahresregister 1987.

Heft 3 / 1988 (vergriffen)

Heft 4 / 1988

Inhalt: *„In Wahrheit hat mein ‚Exil‘ schon damals, im Februar 1934, begonnen.“* *Auszüge aus Heimat in der Fremde* (Ludwig Ullmann) + *Ludwig Ullmann* (Heinz Lunzer) + *Katholische Journalistik in Österreich 1933-1938* (Michael Schmolke) + *Der Filmpublizist Arnold Roger Manvell 1909-1987* (Winfried B. Lerg) + *Sonka, Serke, Wehle und ich* (Eckart Früh) + Rezensionen.

Heft 1 / 1989

Inhalt: *Die weiße Weste. Zum René-Marcic-Preis 1988/89 der Salzburger Landesregierung* (Gert Kerschbaumer) + *„Das waren Sätze, die uns wirklich ins Tiefste erschreckt haben.“* *Ein Gespräch mit Hilde Spiel über das Bedenkjahr 1988 und den umstrittenen René Marcic-Preis* (Fritz Hausjell) + *„Was unsere Zeit vor allem braucht, ist der Geist der Versöhnung, der Volksgemeinschaft.“* *Zur Biographie des Journalisten Alfons Dalma* (Fritz Hausjell und Oliver Rathkolb) + *„Wieder Fuß fassen, nicht gefragt werden, schweigen dürfen.“* *Ilse Leitenberger.* (Peter Malina) + *Viktor Reimanns Publizistik zwischen 1945 und 1955* (Oliver Rathkolb) + Rezensionen.

Heft 2 / 1989

Inhalt: *Radiokabarett 1924-1934* (Thomas Bulant) + *Berichterstattung im Nachkriegsrundfunk* (Theodor Venus) + *Vom Besatzungsrundfunk zum ORF* (Norbert P. Feldinger) + *Zeitgeschichte im Club 2* (Eva Maria Marginter) + Rezensionen + Jahresregister 1988.

Heft 3 / 1989

Inhalt: *Beckmann aus Böhmen im Kampf der Arbeiter-Zeitung gegen Krieg, Presse und Zensur (1915-1918)* (Eckart Früh) + *Gegen den mörderischen Krieg. Zum Wirken der proletarischen Presse vor und nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges* (Jürgen Schlimper) + *Journalisten kämpfen - Soldaten berichten. Nationalsozialistische Kriegsberichterstattung* (Doris Kohlmann-Viand) + *„Ehrlose Gesellen“? Zur Rolle des Jüdischen Weltkongresses in der Waldheim-Affäre* - und was österreichische Medien daraus machten. (Richard Mitten) + Rezensionen.

Heft 4 / 1989

Inhalt: *„Mit couriosen Raisonemens und politischen Reflexionen untermenget.“* *Der Post-tägliche Mercurius (1703-1724). Pionier von Qualitätszeitung.* (Wolfgang Duchkowitzsch) + *Publizistische Vororte Wiens. Zeitungsentwicklung in Böhmen und der Slowakei im 18. Jhd.* (Zdenek Šimeček) + *Der perfekte Blick. Metropolenrecherchen von Joseph Pezzl im josephinischen Wien.* (Hannes Haas) + Rezensionen.

Heft 1 / 1990

Inhalt: *Der soziale Zeitgeber Fernsehen* (Irene Neverla) + *Batman. Philosophische Überlegungen zur Fernseh- und Filmzeit* (Herbert Hrachovec) + *Das individuelle Zeitbewußtsein im aktuellen und biographischen Lebenskontext* (Ilse P. Plattner) + *Mediengeschichte auf dem Weg vom Teilfach zum Paradigma* (Horst-Jörg Haupt) + Rezensionen.

Heft 2 / 1990

Inhalt: *Die Roma („Zigeuner“) in den burgenländischen Printmedien der Zwischenkriegs- und NS-Zeit* (Gerda Treiber, Brigitte Limbeck) + *Britische Presse und Medienpolitik gegenüber den Slowenen in Kärnten nach 1945* (Augustin Malle) + *Die Geschichte des Bettlerlagers Schlögen und seine Behandlung durch die Medien* (Siegwald Ganglmair) + *Funktion und Argumentationsstrategien von Leserbriefen über die Kärntner Slowenen in einigen Kärntner Zeitungen* (Florian Menz) + Rezensionen + Jahresregister 1989.

Heft 3 / 1990

Inhalt: *Kinderzeitschriften als Mittel sozialen Lernens* (Christoph Thoma) + *„Schmutz- und Schundkampf“ und Jugendbuchkultur in Österreich nach 1945* (Elisabeth Lercher) + *Wandel und Kontinuität des Frauenbildes in den Jugendzeitschriften der unmittelbaren Nachkriegszeit* (Marieluise Doppelreiter) + *Journalismus während der Französischen Revolution* (Susanne Krause) + *Waldheim - das Opfer* (Haimo L. Handl) + Rezensionen.

Heft 4 / 1990

Inhalt: *Judenhetze als journalistischer Industriezweig. Zur Wiener Kirchenzeitung (1848-1874)* (Wolfgang Duchkowitzsch) + *Berichte aus einem fernen Land? Die Reichspost über die Kirche im „Dritten Reich“ 1933* (Peter Malina) + *„Wort und Wahrheit“*. *Portrait einer katholischen Zeitschrift (1946-1973)* (Norbert P. Feldinger) + *Katholische JournalistInnen Österreichs im Spannungsfeld Gesellschaft, Medien und Kirche. Eine Umfrage mit Antworten von Gansinger, Gläser, Mitscha-Eibl, Musyl und Schermann* (Fritz Hausjell, Peter Malina) + Notizen + Rezensionen.

AUTORINNEN- UND AUTORENREGISTER

Die kursiv gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf Rezensionen

Herbert Arlt	4, 9-16
Bernd Beutl	3, 8-21
Wolfgang Duchkowitz	4, 34, 35f., 36f.
Ute Ehrlich	1, 22-30
Hermann Haarmann	2, 3-7, 27f.
Hannes Haas	1, 3-8, 36f.; 3, 49; 4, 34f., 36
Christian Haider	1, 9-15; 3, 3
Haimo L. Handl	1, 17-21
Franz Hartl	2, 19-24
Fritz Hausjell	1, 9-15; 3, 3
Daniela Kittner	4, 32f.
Eva Kölblbacher	3, 27-32, 48

Brigitte Lichtenberger-Fenz	4, 24-31
Michaela Lindinger	1, 37; 3, 8-21, 49
Arno Maierbrugger	2, 15-18; 3, 48f.; 4, 3-8
Peter Malina	1, 31-34, 35f.
Helga Mayer	2, 8-13
Wolfgang Monschein	3, 8-21
Wolfgang Neugebauer	3, 4-7
Friedrich Randl	3, 22-26
Robert Schwarz	2, 24-26
Wilhelm Svoboda	4, 17-23
Frank Tichy	3, 41-47
Heidemarie Uhl	3, 33-40

„Alte“ Hefte

Folgende Ausgaben von MEDIEN & ZEIT sind derzeit noch lieferbar:

Heft 1 / 1991

Inhalt: *Die Wiener humoristisch-satirischen Blätter. Genese eines Zeitschriftentyps (1778-1933)* (Hannes Haas) + *Antisemitische Karikatur im Wiener „Deutschen Volksblatt“ (1936-1939)* (Christian Haider und Fritz Hausjell) + *Politische Karikatur am Beispiel „Die Furche“* (Haimo L. Handl) + *Das Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Leipzig 1933-1945* (Ute Ehrlich) + Notizen + Rezensionen.

Heft 2 / 1991

Inhalt: *Kurt Tucholsky - Biographische Anmerkungen zum publizistischen Schaffen* (Hermann Haarmann) + *Heimato von Doderer als Journalist* (Helga Mayer) + *Strukturen verschütteter Ideen. Anarchistenpresse in Deutschland 1879-1933* (Arno Maierbrugger) + *Kriminalberichterstattung der Zwischenkriegszeit am Beispiel „Der Tag“* (Franz Hartl) + Notizen.

Falls Sie nicht seit Beginn zu den Abonnenten von MEDIEN & Zeit gehören, können Sie jetzt Versäumtes nachholen.

Bestellungen an:
Medien & Zeit, Postfach 208, 1014 Wien

oder

Literas, Berggasse 4, 1090 Wien

Heft 3 / 1991

Inhalt: *Strafrechtliche Verfolgung rechtsextremer Publizistik in Österreich nach 1945* (Wolfgang Neugebauer) + *Neonazismus in Österreichs Nachkriegspresse am Beispiel des „Alpenländischen Heimatrufs“* (Michaela Lindinger, Bernd Beutl, Wolfgang Monschein) + *Sprachmuster rechtsextremer Publizistik* (Friedrich Randl) + *Beiträge von Männern und Frauen in rechtsextremen Zeitschriften* (Eva Kölblbacher) + *Analyse der österreichischen Medienberichterstattung zum „Anschluß“ -Gedenken 1988* (Heidemarie Uhl) + *Das Ende des Londoner „Encounter“ 1953-1990* (Frank Tichy) + Rezensionen.

Heft 4 / 1991

Biographisches zur Publizistik Albert Ehrensteins (1886-1950) (Arno Maierbrugger) + *Jura Soyfer und die Massenkommunikation* (Herbert Arlt) + *Eine Dokumentation sozialistischer Pressepolitik zu Beginn der Zweiten Republik* (Theodor Venus und Wilhelm Svoboda) + *Kontinuitäten und Brüche weiblicher Rollenzuschreibungen von der Ersten Republik zum Ständestaat* (Brigitte Lichtenberger-Fenz) + Notizen + Rezensionen.

Frühere Jahrgänge umseitig.

Bestellung

Ich / Wir bestelle/n

- ...Ex. Medien & Zeit Nr. ../. (à S 48,-)
- ...Ex. Medien & Zeit Nr. ../. (à S 48,-)
- ...Ex. Medien & Zeit Nr. ../. (à S 48,-)
- ...Ex. Medien & Zeit Nr. ../. (à S 48,-)
- ...Ex. Medien & Zeit Nr. ../. (à S 48,-)

... Abonnement, öS 165,-/Jahr (Ausland inkl. Porto öS 235,-) ab Heft ../....

... Studentenabonnement, öS 120,-/Jahr (Inskriptionsbestätigung) (Ausland inkl. Porto öS 190,-) ab Heft ../....

Name
Adresse
Datum
Unterschrift

DOKUMENTATIONEN

- Christian Haider/Fritz Hausjell: Legistische Maßnahmen der Zweiten Republik gegen neonazistische, rechtsextreme und rassistische (Wieder-)Betätigung in der massenmedialen Öffentlichkeit 3, 3
- Theodor Venus (unter Mitarbeit von Wilhelm Svoboda): „Wir sind wieder da“. Eine Dokumentation zur sozialistischen Pressepolitik in Österreich zu Beginn der zweiten Republik 4, 17-23

REZENSIONEN

- Telefonieren. Hrsg. von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde durch Jörg Becker. Marburg 1989. (Wolfgang Duchkowitsch) 4, 34
- Eberhard Demm (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg in der internationalen Karikatur. Hannover 1988. (Peter Malina) 1, 36
- Theo Elm / Hans H. Hiebel (Hrsg.): Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter. Freiburg i. Br. 1991. (Wolfgang Duchkowitsch) 4, 35f.
- Christian Fleck: Rund um „Marienthal“. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung. Wien 1990. (Hannes Haas) 1, 36f.
- Walter Fritz: Kino in Österreich 1929-1945. Der Tonfilm. Wien 1991. (Hannes Haas) 4, 36
- Gabriela Hauch: Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848. Wien 1990. (Wolfgang Duchkowitsch) 4, 36f.
- Severin Heinisch: Die Karikatur. Über das Irrationale im Zeitalter der Vernunft. Wien/Köln/Graz 1988. (Peter Malina) 1, 35
- Holger Jenrich: Anarchistische Presse in Deutschland 1945-1985. Grafenau 1988. (Arno Maierbrugger) 3, 48f.
- Kurt Kaindl: Harald P. Lechenperg. Pionier des Fotojournalismus 1929-1937. Salzburg 1990. (Hannes Haas) 3, 49
- Sam Keen: Bilder des Bösen. Wie man sich Feinde macht. Weinheim/Basel 1987. (Peter Malina) 1, 35
- Martina Kirfel / Walter Oswald (Hrsg.): Die Rückkehr der Führer. Modernisierter Rechtsradikalismus in Westeuropa. Mit einem Vorwort von Robert Jungk. 2. überarb. u. erw. Aufl. Wien/Zürich 1991. (Wolfgang Duchkowitsch) 4, 35
- Hubert Lengauer: Ästhetik und liberale Opposition. Zur Rollenproblematik des Schriftstellers in der österreichischen Literatur um 1848. Wien/Köln 1989. (Hannes Haas) 4, 34f.
- Viktor Matejka: Anregung ist alles. Das Buch Nr. 2. Wien 1991. (Michaela Lindinger) 3, 49
- Memorial: Österreichische Stalin-Opfer. Wien 1990. (Michaela Lindinger) 1, 37
- Alexander Mensdorf: Im Namen der Republik. Rechtsextremismus und Justiz in Österreich. Wien 1990. (Eva Kölblbacher) 3, 48
- Franz Schneider: Die politische Karikatur. München 1988. (Peter Malina) 1, 35f.

REDAKTION

- Heft 1: Christian Haider, Dr. Fritz Hausjell und Dr. Peter Malina
- Heft 2: Dr. Norbert P. Feldinger,
Ing. Mag. Verena Winiwarter und Claudia Wurzinger
- Heft 3: Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Christian Haider,
Dr. Fritz Hausjell und Eva Kölblbacher
- Heft 4: Dr. Wolfgang Duchkowitsch und Christian Haider